ALT-EGYPTEN

VON

D. MIGUEL MORAYTA

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MADRID.

DEUTSCH

VON

DR. ADOLF SCHWARZ.



BERLIN 1888.

VERLAG VON KARL SIEGISMUND

MAUER-STRASSE 68.

DT61
.M83

12.12.87

Library of the Theological Seminary,
PRINCETON, N. J.

Division DT61
Section .M83

ALT-EGYPTEN.

Library of Princeton
12.12.87
Theological Seminary

ESSAY

VON

D. MIGUEL MORAYTA

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MADRID.

DEUTSCH

VON

DR. ADOLF SCHWARZ.

BERLIN 1888.

VERLAG VON KARL SIEGISMUND

MAUER-STRASSE 68.

DEC 12 18

Ein freundlicher Zufall führte dem Unterzeichneten den Essay des Professors Morayta in Madrid über Alt-Egypten zu, der seiner Zeit grosses Aufsehen erregte, dessen Inhalt aber von allgemeinem Interesse ist und die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in übersichtlicher und gemeinverständlicher Form zusammenfasst. Der gedankenreiche Inhalt bietet in strenger Objektivität einen Auszug aus der Kulturgeschichte des alten Egypten, in welchem die Religion dieses wunderbaren Volkes, seine Vorstellung vom Wesen des Menschen, sein Unsterblichkeitsglaube, die Familienverhältnisse, besonders die für jene Zeiten merkwürdige Stellung der Frau, ferner die Rechtspflege, Sprache, Schrift, Literatur, Kunst, Zeitrechnung, Heilkunde u. s. w. behandelt werden.

Durch die daran geknüpften Folgerungen und dem, was zwischen den Zeilen zu lesen ist, wird diese meisterhafte Arbeit in unserer konfessionell so bewegten Zeit ausser einem aktuellen auch ein dauerndes Interesse in Anspruch nehmen dürfen.

Der Uebersetzer.

I.

Nachdem das Wunder bewirkt worden ist, dass wir heutzutage die Hieroglyphen, die hieratischen und demotischen Schriften der Egypter, die Keilschriften der Assyrier, Chaldäer, Meder und Perser, sowie die Schriftzeichen der Chinesen mit derselben Sicherheit wie das Hebräische lesen, so gehen die Grenzen der Geschichte viel weiter als bis zu Noah, ja selbst über den Adam der Schöpfungsgeschichte hinaus.

Dank diesem Ergebniss wurden Ninus, Semiramis und Ninyas, ebenso wie Arbaces und Dejoces zu Persönlichkeiten der Legende; Sesostris wurde eine Personification und Sardanapal eine Mythe. Mena und Hoang-ti dagegen erlangen das Ansehen von Reichsgründern, und Zoroaster, den man hartnäckig in dem Jahrhundert des Darius festhielt, nimmt nun seinen Platz viele Jahrhunderte vor Moses in dem fernen Baktrien ein. Das Alter der zehn Gebote bleibt weit hinter dem der Zend-Avesta zurück, was wieder bei dieser in Bezug auf viele Hymnen der Rig-Veda der Fall ist, während endlich grosse Abschnitte des Buches der Toten, die moralische Abhandlung von Kakimna und die Vorschriften des Ptah-hotep noch älter sind.

Ein so grosser Zeitraum, grösser als viele andere, die stets für geschichtlich gehalten wurden, stellt sich uns dar. Die Periode zwischen der Olympiade, in welcher Koröbus aus Elea triumphierte, und den epischen Kämpfen, in denen Athen die Hegemonie über Griechenland errang, ja selbst die, welche mit der Gründung Roms beginnt und bis zur Ausrufung der aristokratischen Republik durch Brutus und Collatinus geht,

bieten noch unermesslichere Lücken, die selbst durch das ausgebreitete Wissen der Gegenwart nicht ausgefüllt worden sind. Zur Ehre der modernen Forscher sei es gesagt: die 30 Dynastien, welche der Priester von On aufzählt und die durch Schriftsteller in den ersten Jahrhunderten des Christentums von der Vergessenheit gerettet worden sind, bleiben durch Denkmäler bezeugt bestehen, so dass zur Erklärung der egyptischen Geschichte „ihre einfache Annahme uns am wenigsten von der Wahrheit entfernt;“ die Zeitrechnung der chinesischen Kaiser von Hoang-ti bis zu dem gegenwärtigen Kuang-su ist vollkommen richtig; die chaldäischen Dynastien (die medische und arabische), welche Berosus anführt und die vierzehn Jahrhunderte vor Christus in Babylon regierten, sind besser bekannt, als die Reihenfolge der römischen Könige; die Namen von Patisis und Sares zu Ninive, den Vorfahren des assyrischen Reiches, sind selbst bis auf die Thaten der unmittelbaren Gründer in glaubwürdigen und zuverlässigen Dokumenten bis auf uns gekommen; die Geschichte von Tyrus und Sydon beginnt ihre Blätter zu öffnen; Zarathustra überreicht uns seine bewunderungswürdige Avesta; die Vedas, das Ramajana, das Buch Manu's und das Tripitaka werden heutzutage zum Zeitvertreib gelesen; die vier canonischen Abhandlungen von China, das Tao-te-King und die Sse-schu finden sich in den Bibliotheken der Halbgelehrten. Wenn auch die Aufzeichnungen der Priester von Mizraïm für verloren gelten können, so ersetzt sie uns eine reiche Sammlung des entlegensten Altertums, und das 19. Jahrhundert, für das die Natur keine Geheimnisse hat, kann dem nicht zustimmen, dass das alte Morgenland ein verschlossenes, für die strengen Nachforschungen der Gelehrten undurchdringliches Grab sei.

Unter diesen alten Völkern der Erde nehmen die Egypter den höchsten Rang ein. Sowohl durch Eroberung, wie durch Beispiel, und dadurch, dass dieses Land die entlegensten Nationen wie eine zärtliche Mutter in den Arm nimmt, verbreitet es in so wunderbarer Weise seine Kultur, dass es zum Lehrmeister der Äthiopier, Lybier, Hyksos, Phönicier, der Syrer, Israeliten, Assyrer und Araber wird, die ihrerseits einen tiefgehenden Einfluss auf andere Völkerschaften ausüben. Demzufolge bieten die pharaonische Civilisation, sowie die

Ursachen und Mittel, kraft deren sie eine solche Ausdehnung gewinnt, einen würdigen Vorwurf für das Studium dar, und das ist der Gegenstand, den ich in dieser Arbeit in einigen seiner auffallendsten Punkte zu erklären mich bestreben werde.

II.

Ober-Egypten bot in jenen zurückliegenden Zeiten, in welchen das Delta noch unbewohnbar war, schon vortreffliche Lebensbedingungen. Um nach Äthiopien herabzusteigen, mussten es die Berbervölker, die Brüder der geschichtlichen Lybier, durchziehen, die in allmäligen Wanderungen, dem Laufe des Nils folgend, Unter-Egypten in Besitz nahmen, wo sich mittlerweile das langwierige Werk vollzogen hatte, in Folge dessen der Fluss sich in die verschiedenen Arme gabelte, die sein Wasser zum Meere führten. Dort trafen mit den Berbern die asiatischen Stämme der Ludim, Anamim, Lehabim und Naphtuhim, die aus Mizraïm kamen, zusammen, das mit Egypten durch seine natürliche Grenze, die Landenge von Suez, zusammenhing.

Die Berbern bestanden gewiss nicht aus Völkerschaften, die so leicht auszurotten waren; eben so gestattete die spärliche Kultur der asiatischen Stämme nicht ihre Vertilgung. Berbern und Asiaten, jene als Herrschende, diese als Beherrschte lebten vereinigt und aus ihrer Vermischung entsprang die egyptische, sogenannte protosemitische Rasse mit kaukasischer Gesichts- und Körperbildung, von dunkler, wenn auch nicht schwarzer Farbe, von welchen die noch lebenden, herabgekommenen Fellahs in mehr oder weniger gerader Linie abstammen, aber immerhin nahe genug verwandt sind, um den echten Typus zu zeigen.

Die Egypter lebten wie ihre Vorfahren die Berbern und Asiaten in Stämmen, die im Laufe der Zeit unabhängige Staaten bildeten. Trotzdem bewahrten Alle gemeinschaftliche Eigenschaften. Der Unterschied, der sich ergab, entstand daraus, dass das afrikanische und asiatische Element nicht in demselben Verhältniss in jede der egyptischen Landschaften gedrungen war; das letztere war mehr in Unter-, das erstere

stärker in Ober-Egypten vertreten. Aus diesem so natürlichen Vorgang entsprang vielleicht die staatliche, immer festgehaltene Zweiteilung in To-mera, Nordland und To-res, Südland. Jedenfalls zeigte sich wegen des Vorherrschens der weissen, für die Kultur geeigneteren Rasse in den Deltaländereien die geschichtliche Civilisation von Kemi-t zuerst in Unter-Egypten, obgleich sich das Oberland viel früher bevölkerte.

Diese vorhistorischen Stämme, welche schon den Nutzen der sesshaften Lebensweise kannten, lebten lange Jahrhunderte wie die Völker, welche in Madyadeza mit den Ariern zusammentrafen, unter einer erniedrigenden Priesterherrschaft, die mit der unverschämten Anmassung einer Stellvertretung der Götter auf Erden Alles regierte und verwaltete. Shesu-Hor, Diener des Hor, nannten die Egypter ihre Vorgänger, die es in der Kultur so weit brachten, dass sie die Sphinx von Gizeh, das Sinnbild des Hor-em-achu schufen; die unterirdische Sonne in der Behausung der Toten, wo sie inmitten der weiten Ebenen als der ewige, schweigsame Wächter über die Schicksale Egyptens erscheint.

Fünftausend Jahre vor Christus errichtet jener Mena aus Theni in Ober- und Unter-Egypten oder doch über einen grossen Theil der Städte eine mehr oder weniger nachhaltige Herrschaft, welche den Abschluss der vorhistorischen Zeiten von den Völkern Mizraïms bildet. Sein Werk setzt lange und furchtbare Kämpfe voraus. Davon scheint er übrigens volles Bewusstsein gehabt zu haben, als er, sich darüber klar, dass er eine religiöse Mutterstadt errichten wolle, als Grundlage die Errichtung des stolzen Tempels Ha-Ka-Ptah, Haus des Ptah, an „dem guten Orte“ Mannofer, Memphis, bestimmte, der durch den Bau des Dammes von Koscheisch am Ufer des Flusses geschaffen worden war.

Ein Mann der Gewalt befestigt er gleichwohl seine Herrschaft durch eine kluge Verwaltung, indem er über bürgerliche und religiöse Angelegenheiten Gesetze und Vorschriften gibt und Bauten errichten lässt. Und wohl, damit die Fortdauer der Herrschaft unerschütterlich scheine und weil jede starke Gewalt der gleicht, an deren Stelle sie tritt, oder aus einer erklärlichen Rückwirkung erscheint Mena mit allen Zeichen einer geheiligten Person, ja der Götter selbst geschmückt, so wie sich seine Vorgänger, die priesterlichen Patriarchen, zu zeigen pflegten.

Von ihm stammt das ausserordentliche Ansehen des Pharao, welches die Titel „Sonnensohn“, „grosser Gott“, „guter Gott“, „im Schoss der Nut erzeugt“, „vom Himmel stammend“, bezeugen, die ihn zu einer wirklichen Gottheit, zum Mittler zwischen Gott und Menschen, zum treuen Bewahrer der Glaubenssätze und kirchlichen Gebräuche, so wie zum Beobachter der religiösen Vorschriften machen, die sein Leben regeln und ihn zu einem überaus unbequemen Dasein verpflichten, und dessen höchste und unbestreitbare Autorität durch dieselben königlichen Gebote von allgemeinem Charakter eingeschränkt ist, die einmal verkündigt, Gesetzeskraft erlangen, insoweit sie nicht geändert wurden. Auf diese Art sind Mena und seine Nachfolger für Abkömmlinge der Götter gehalten worden, von denen der fromme Glaube annahm, dass sie über Egypten geherrscht hätten, und deren Eigenschaft für den direkten Erben der Gottheit so unumgänglich nötig war, dass sie, als im Weibe wurzelnd, einen Usurpator verpflichtete, seine Herrschaft durch eine Heirat mit der nächsten Verwandten des letzten Pharao zu legitimieren, weil in diesem Falle durch den von einer Frau aus königlichem Geblüt gebornen Sohn die Legitimität wieder vorhanden war.

Obgleich von den Priestern nicht geliebt, über deren Macht er sich erhob, gewann Mena solches Ansehen und flösste so tiefe Ehrerbietung ein, dass er eine Dynastie gründen konnte, die wie die folgende in Theni regierte, nachdem es ihr, nicht ohne Anstrengung gelungen war, beide Teile zu vereinigen und Egypten in seiner ganzen Ausdehnung zu beherrschen; den Grund zu einer Nationalität zu legen, die Kultur zu vergrössern und den artistischen und literarischen Fortschritt bedeutend zu fördern.

In der Stadt Ha-Ka-Ptah, woraus die Griechen *Αἰγύπτιοι* machten, herrscht schon die III., IV. und V. Dynastie. Ihre Macht ist so gross, das Tsa-tsi, der erste Monarch der dritten Dynastie, seine Herrschaft den Lybiern aufzwingt, und Snefru, der Letzte dieser Dynastie, nach Asien vordringt und indem er den Mündungen des arabischen Golfs folgt, in der Gegend des Sinai so festen Fuss fasst, dass er daselbst die Ausbeutung der berühmten Kupfer- und Türkisminen veranlasst, welche grosse Reichtümer lieferten.

Ku-fu, Kha-f-ra, und Men-Ke-Ra, Cheops, Chefren und

Mykerinos bei Herodot, die Regenten der IV. Dynastie, errichteten gemeinsam die portentosae moles, audacia saxa, wie sie bezüglich von Plinius und Statius genannt werden; das einzige von den sieben Weltwundern, welches die Zeit verschonte und von dem Delille sagte:

„Leur masse indestructible a fatigué le temps.“

Die Hoheit, welche die emporgetürmten Pyramiden darstellen, erlitt unter der Regierung der Pharaonen der V. Dynastie, wie auch in den ersten Zeiten der folgenden keine Einbusse. Unschätzbare architektonische, kulturhistorische und literarische Denkmäler berechtigen zu der Behauptung, dass jene Tage einem goldenen Zeitalter in dem uralten Tomera entsprechen. Die VI. Dynastie geriet trotz alledem in Verfall. Inmitten der Volksunruhen und Bürgerkriege entstanden, erreicht sie mit der Regierung der „Schönen mit den Rosenwangen“, der männlichen Nit-acrit, Nitocris, die ein Gegenstand vielfacher poetischer Legenden ist, ihr Ende. Nichtsdestoweniger erweiterte Meri-Ra-Papi, der zweite Pharao dieser Dynastie, mit Hilfe seines Ministers Una die Grenzen seines Reiches gegen Nubien mit grosser Entschlossenheit: er züchtigte die Lybier, Äthîopier und Asiaten und verdunkelte durch seine Bauten seine bedeutendsten Vorgänger.

Der Verfall war indessen eine Thatsache. In dem langen Zeitraum, welcher die VII., VIII., IX. und X. Dynastie umfasst, herrschte nur Verwirrung und Unordnung. Vielleicht erhoben damals, wie es in früheren Zeiten geschah, voll Undank jene erpa, Vornehmen, die Waffen gegen die Centralgewalt; die erpa-ha, Häuptlinge; suten-rekh, Verwandte des Königs; hor, Vicekönige, Nomarchen, wie die Griechen sagten, welche immer in gleicher Unabhängigkeit, wie die Feudalherren im Mittelalter lebten. Vielleicht hatten auch die Grenzen Egyptens unter den Angriffen ihrer Feinde zu leiden, die immer auf die Herrlichkeiten neidisch waren, welche die Mündungen des Nil aufwiesen.

Mit der XI. Dynastie bricht ein neues und noch grossartigeres Zeitalter für Egypten an. Die Geschichtsschreiber sind darin einig, sie als den Anfang einer neuen Epoche — die thebanische, nach den Einen, die der mittleren Herrschaft, nach den Andern — zu bezeichnen. Das alte, berühmte Ape-t, später T-ape, Theben, reisst das Ansehen der Hauptstadt an

sich, dessen sich Memphis früher zu erfreuen hatte. Die Anerkennung dieser Thatsache vollzog sich aber nur nach und nach. Wenn die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Egypter die Legitimität ihrer Pharaonen erwogen, sie veranlasste, En-t-ef I., als Gründer der XI. Dynastie anzusehen, um mit Meri-Ra-Papi verwandt zu sein, so bezeichnen ihn die Inschriften einfach als erpâ und seinen Sohn Monthu-hotep I. als Hor; da es nötig war, zu Monthu-Hotpu IV., dem elften Monarchen dieser Dynastie zu gelangen, damit der Beiname „Herr der beiden Reiche“, womit seine Vorgänger seit En-t-ef IV. prahlten, kein blosser Ehrentitel sei. Seit Monthu-hotpu IV., lässt Hakhnen-suten, Haus des Königsohns, Herakleopolis, ab, Theben die Oberherrschaft streitig zu machen, und der Lotus und Papyrus erscheinen als Sinnbilder des vereinigten Egyptens in dem königlichen Wappen.

Die Pharaonen dieser Dynastie, ehrgeizige Soldaten, bekriegen die Grenzvölker, erneuern die alten Eroberungen und kolonisieren sogar Kosseir. So bereiten sie den Eintritt der XII. Dynastie vor, unter welcher Usor-tesen und Amen-em-ha-t ihre Thaten umständlich mit ungeheurer Pracht in sehr berühmten Denkmälern verewigen liessen. Mehr durch die Gewalt der Waffen als durch ihr gutes Recht auf den Thron gelangt und von den nördlichen Provinzen bestritten, befestigen sie ihre Besitzergreifung. „Baumeister und Soldaten, Freunde der Wissenschaften, einer von ihnen selbst ein Gelehrter, Beschützer des Ackerbaues, sind sie unermüdlich zu Gunsten des Landes thätig, das sie beherrschen.“ Sie behaupten thatsächlich das egyptische Regiment über die dem Sinai benachbarten Länder; sie sorgen dafür, dass die von den Regenten der IV. und V. Dynastie zwischen dem roten Meere und dem Nil aufgeführte Mauer und sonstige Befestigungswerke wiederhergestellt werden und setzen die bis dahin äusserste Grenze des pharaonischen Reiches in Asien fest. Nach wiederholten Feldzügen, denen Usor-tesen III. Halt gebietet, unterwerfen sie Nubien auf die Dauer und bestimmen Semneh, in der Nähe des zweiten Katarakts, als die Grenze ihrer Eroberung. Sie errichten daselbst uneinnehmbare Festungen, die ihnen gestatten, häufige Streifzüge zu unternehmen, um die äthiopischen Neger im Zaum zu halten. Sie civilisieren jene äthiopischen Länder, wo sie die Grundlagen einer Kultur zerstören, die später auf

das Schicksal von Egypten noch von grossem Einflusse werden sollte. Sie erbauen den ungeheuren Hunt oder Meri, welcher die Ueberschwemmungen des Nils regelte. Sie verschönerten Theben, Heliopolis, Tanis, Cocodrilopolis unweit des Meri, in dessen unmittelbarer Nähe sie Lope-ro-hunt, einen Tempel am See erbauten, welchen Namen Herodot mit Labyrinth übersetzte. Sie schrieben wertvolle Werke, errichteten prächtige Tempel, kostbare Totenstädte, kunstvolle Hallen, riesige Statuen. Sie sorgten für gute Kanalisation und eine rühmliche Verwaltung und trugen auf diese Weise zur Entwicklung einer Wohlfart ohne Gleichen bei, so dass „wenn Egypten auch später grösser erschien, es doch niemals glücklicher war, als damals.“ Die Herrschaft einer Frau, Sevek-nofriu, machte der XII. Dynastie ein Ende, wie dies durch Nit-acrit mit der VI. geschehen war.

In den langen, jener Sevek-nofriu vorangehenden Jahrhunderten, war die pharaonische Kultur zu ihrer Höhe gelangt. Es kamen Tage, in welchen Egypten eine höhere Mission zu erfüllen schien, besonders als es Lorbeeren pflückte, um die es kriegerischere Völker beneideten; aber da hatte es schon aufgehört, den echten und reinen pharaonischen Geist zu atmen. Das, was Egypten war, haben wir also in den Zeiten der obengenannten zwölf Dynastien zu suchen.

III.

„Das Heiligtum der egyptischen Tempel“ schrieb der h. Klemens von Alexandria, „ist hinter einem goldgewebten Vorhang verborgen. Wenn du zu sehen wünschest, was er verbirgt, so wird sich ein Priester mit würdevollem Ernste nähern, einen Hymnus in pharaonischer Sprache anstimmen und wenn er den Vorhang wegzieht, dir eine Katze, ein Krokodil, eine Schlange oder sonst ein schädliches Tier zeigen. Der Gott der Egypter ist eine in Purpur gehüllte Bestie . . .“ Wie hätte eine so tiefsinnige, den Absichten des gelehrten Heiligen so entsprechende Behauptung von berühmten Schriftstellern nicht wiederholt werden sollen? Wer kennt nicht die Gottesverehrung der Pharaonen? Sie war Unvernunft, Wahn-

sinn, die verwerflichste Verirrung des gesunden Menschenverstandes. Aber was kann man nicht Alles von der Vorstellung auf das Vorgestellte, vom Sinnbild auf das Urbild, vom Götzen auf den Gott schliessen? Eine Religion ist etwas mehr und wesentlich Anderes, als ihre äusserliche Darstellung. Aber nur diejenigen, welche die Bedeutung des Vorgestellten, die Mittel des Kultus, die kirchlichen Zeremonien und die religiösen Gebräuche verstehen, können dieselbe in ihrer Hoheit würdigen.

Religionen entstehen nicht mit einem Male, wie Venus aus dem Meeresschaum, oder Minerva aus dem Haupte Jupiters, in ihrer ganzen göttlichen Vollkommenheit. Wie die Sprachen, denen sie in so vielen Beziehungen ähnlich sind, erscheinen sie anfänglich einfältig, arm und schwächlich und sind kaum im Stande, den wenigen Bedürfnissen des kindlichen Volkes, das sie unmittelbar hervorbringt, zu genügen; aus der menschlichen Natur, oder aus den von älteren Volksstämmen dargebotenen Elementen entstanden, enthalten sie schon bei ihrem Ursprunge alles Wesentliche, um sie zu unterscheiden, und zu verhindern, dass sie sich anfänglich oder später jemals mit einer andern vermischen können. Indem sie sich entwickeln, und ohne etwas von ihren wesentlichen Merkmalen einzubüssen, sich verbessern und gründlich verändern, erreichen sie die Grenze ihrer Entwicklungsfähigkeit, um von da ab dem traurigsten Verfalle zuzueilen und zu verschwinden. Sie hinterlassen aber Spuren, die als Grundlage neuer Religionen und neuer Sprachen dienen. Die Kenntniss der egyptischen Religion können wir uns nur verschaffen, wenn wir sie von ihrem Aufblühen bis zu ihrem Verwelken verfolgen. Wenn wir sie blos in einer einzigen, sei es auch die wichtigste Epoche, studieren, so werden wir zwar erfahren, was sie wurde, nicht aber Alles, was sie war.

Die Arbeit würde leicht sein, wenn „das heilige Buch“, welches der weise Manetho schrieb, nicht abhanden gekommen wäre. Glücklicherweise haben Diodor von Sicilien und später der Bischof Eusebius von Cäsarea dasselbe gelesen. Herodot und Plutarch lernten diese so ausserordentliche Religion aus eigener Anschauung und zu bestimmtem Zwecke kennen, ja der berühmte Geschichtsschreiber aus Halikarnass wurde sogar in einige ihrer Geheimnisse eingeweiht. Wenn wir seinen

Aufzeichnungen folgen und dieselben den Dokumenten anpassen, welche in der Neuzeit aufgefunden wurden, so haben wir ein sicheres Mittel, uns Gewissheit zu verschaffen.

Man braucht keinen Irrtum zu befürchten, wenn man behauptet, dass der Kultus der Egypter weder im Beginn noch viele Jahrhunderte später von andern und vollkommneren religiösen Anschauungen beeinflusst worden wäre. Nach dem gegenwärtigen Zustand der geschichtlichen Kenntnisse ist es wenigstens nicht anzunehmen möglich, dass es vor der pharaonischen Civilisation eine vorgeschrittenere und bessere gegeben habe; selbst wenn man die bestrittene Hypothese zulassen wollte, dass die Verschlechterung der äthiopischen Rasse dem natürlichen Verfall entspreche. nachdem sie ihre hohe Bestimmung erfüllt habe. Gerade die Religion der Pharaonen hat alle Bedingungen der Ursprünglichkeit aufzuweisen. Es erklärt sich auf diese Weise, dass das Wesen, welches sie zuerst anbeteten, die Sonne „Ra“ war, mit Bestimmtheit aus dem Grunde, dass sie immer als die mächtigste von allen Gottheiten angesehen wurde. Wenn der Anblick der Sonne noch auf kultivierte Menschen einen unaussprechlichen Eindruck macht, wie hätte er nicht schon die Urvölker begeistern sollen? Die blosse Thatsache der Lichterscheinung und der Mangel an Licht, die Nacht; die Wärme, welche die Ursache von Allem ist, was in der Natur existiert und wächst: die Ordnung der Jahreszeiten, alles Das überraschte und nötigte sie, ihr Leben nach dem Laufe der Sonne einzurichten. Das zweite Wunder, wenn auch in beschränkterer Weise, stellt der Mond „Joh“ dar; die zweite Gottheit der Egypter, die aber bei ihnen nie für so erhaben, wie die Sonne galt.

Ra und Joh zeigen jedoch nicht immer dieselbe Art des Seins. Der Mond hat seine verschiedenen Phasen, und die aufgehende Sonne bietet einen anderen Anblick, wie am Mittag, und ebenso verschieden ist wieder ihr Untergang. Wenn auch der Ureinwohner Egyptens hinter allen diesen Erscheinungen dasselbe Wesen erkannte, so konnte er doch nicht umhin, jede derselben einzeln zu betrachten und ihnen verschiedene Namen zu geben. Indem er sie mit einem andern Worte bezeichnete, diente dasselbe zur Benennung des Wesens, an dem man diese Offenbarungen wahrnahm. Durch geistige Arbeit, die bei einem der Kultur zustrebenden Volke auch vollkommen

erklärlich ist, gelangte man dahin, diese mannigfaltigen Offenbarungen Gottes, wie eben so viele verschiedene Gottheiten anzusehen. So hiess Ra, ehe er im Osten erschien, „Atum“; „Hor-m-akhuti“, Hor in den zwei Gesichtskreisen oder in dem doppelten Moment seines Auf- und Niederganges; „Hor-pa-Rhrad“ beim Erscheinen; „Ra-An-hur und Hor“, wenn er im Meridian steht; „Koh-pra“, wenn er belebt; „Nofri-Tum“ beim Untergang; „Osiris“ während der Nacht und „Som“ zur Zeit der Wende; „Set“ der Fruchtbare u. s. w. Dieselben Strahlen, mittels deren sie ihre Thätigkeit im Weltall äussert, verkörperte man in den Gottheiten „Sekhet, Menhit. Urt-hektu, Tefnut und Bast“. Joh oder „Pooh“ hiess auch „Pubasti“, die Mondgöttin. als Beisteherin der Geburten.

Gleiche Beweggründe wie diejenigen, welche zur Annahme dieser Menge von Gottheiten führten, erschlossen das Thor des pharaonischen Pantheons; eben so schnell wurden die astronomischen Beobachtungen über die glänzendsten Sterne festgestellt. Sie waren in nicht weit zurückgelegener Zeit teils Irrsterne „âkhimu-urdu“, die nie ruhen, teils Fixsterne „âkhimu-seku“. die sich nie bewegen. Unter den ersteren unterschieden sie „Har-ka-her“, Har-tap-schetâu“, „Har-descher“, „Sevek“, und „Duau“ und „Bennu“, die unserm Saturn. Jupiter, Mars. Merkur und der Venus als Morgen- und Abendstern entsprechen; unter den Fixsternen oder „Khâbesu“, an der himmlischen Wölbung aufgehängte Lampen, „Shopt“ oder Sotis, den Sirius; „Sahu“, den Orion und noch viele andere, deren Korrespondenz mit den unsrigen nicht untersucht worden ist. Alle diese Sterne galten für eben so viele Gottheiten.

Trotzdem war die egyptische Religion nicht reine Sternanbetung. Wenn der Egypter seinen Blick auf die Erde und den Umkreis richtete, nahm er in vielen Erscheinungen der Natur göttlichen Charakter wahr und schon früher als die Gestirne galten ihm als Götter: „Knef“ der Atem; „Phtah“ das Feuer; „Tho“ die Erde; „Nun“ das Wasser; „Neith“ die Luft, und sicherlich auch der Phallus. „Khem“ oder „Mendes“, den Champollion als die Jugend bezeichnete, die aber weder den Kultus der Ueppigkeit. noch eine Vergötterung der Sinnenlust bedeuten sollte. Und wie diese Anschauungen zu den wunderbarsten Betrachtungen führten, so erzeugten

sie auch die verschiedensten Gottheiten. Phtah unterschied sich von „Anuke“, das unterirdische Feuer; Neith von „Tpe“, der nächtliche Himmelsraum; Num von „Imôuth“, der Himmel, und von „Hapi“, der Nil; eben so galten „Nut“ oder „Seith“, die Urnacht oder das Chaos; „Sef“, die Zeit u. a. m. als Gottheiten. Wenn die Frömmigkeit, ja selbst die Mode zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Abbilder, Benennungen und Schutzgötter vermehrt hat, was musste nicht erst in jenen theokratischen Zeiten geschehen, als die Religion noch jeder Neuerung offen stand und diese Arbeit sich allmählig in einer Menge selbstständiger Staaten vollzog? „Dem politischen, entsprach ein religiöser Feudalismus“, wie Lenormant sagte. „Deshalb wurden derartige Naturerscheinungen in dem einen Staate nicht geschätzt oder übersehen, in dem andern als ein so mannigfach verschiedener Ausdruck der Gottheit angesehen. Auf diese Weise hatte jede Gegend und jede bedeutende Stadt in derselben ausserdem noch ihre eigenen Götter und ihren besonderen Beschützer“. „Tum“ herrschte unumschränkt in On; Theni und später Abud standen unmittelbar unter Osiris; „Ammon“ gehörte T-ape, und Phtah führte seine Gründung in historischen Zeiten auf Man-nofri zurück.

Als das Nachdenken später, wenn auch immer noch in vorhistorischer Zeit, zu dem Schlusse führte, dass Gott als die höchste Güte nur Gutes hervorbringen könne, schuf man im Hinblick auf die Schmerzen, Krankheiten und Unfälle des Lebens den „Set“ „Nub“ oder „Tiphon“, das böse Prinzip, das aber bei den Egyptern immer als eine untere Gottheit galt. Kraft eines ähnlichen Gedankenprozesses vergötterten sie Begriffe; Carre nannte dieselben: „Produkte des Geistes und der Einbildungskraft, wie „Har-hat“ oder „Tahut“, der Hermes der Griechen, der Verstand, die Weisheit, der Erfinder der Schrift, der Wissenschaften und der Verfasser der heiligen Bücher; „Mui“ oder „S'u“, der Gedanke, die Vernunft; „Tafné“, die Kriegskunst, die egyptische Pallas; „Ma“ oder „Thmei“, die Gerechtigkeit, die Wahrheit.

Trotzdem gab es nach meiner Ansicht nicht so viele egyptische Gottheiten, wie man nach Allem, was gerade über diesen Punkt geschrieben wurde, glauben möchte. Da in der alten pharaonischen Zeit weder die Sprache noch die Schrift festgestellt war, und die modernen Egyptologen selbst heutzu-

tage die Hieroglyphen in verschiedener Weise lesen, da ferner nicht einmal in Bezug auf ihren phonetischen Wert Uebereinstimmung herrscht, so ist es gewiss, dass viele jener scheinbar verschiedenen Gottheiten nur eine einzige bedeuten. Ja, noch mehr; wenn Herr von Chabas bestätigt, dass „Prha, Atum, Ammon, Ossiri, Mui, Khpra, Khem“ und die zahlreichen Formen von Hor einen und denselben Gott in verschiedener Gestaltung betrachtet vorstellen,“ so ist dies daraus zu erklären, dass man bei den Egyptern, wie bei allen monotheistischen Völkern, die Gottheiten nach ihren Attributen unterschied; jedes von ihnen, obgleich ein Ausdruck desselben Gottes, muss uns, die wir in dem Gegenstande so viele Schwierigkeiten finden, heutzutage immer als eine andere Gottheit erscheinen

Die pharaonische Religion, von tiefem und poetischem Gehalt, mit einer ausgeprägt monotheistischen Tendenz, in deren vielbevölkertem Olymp Ra immer die erste Stelle behauptete, ging nach und nach in Polytheismus über. Da die Menge sich wenig auf Abstractionen versteht, so waren die Egypter, wie alle übrigen Völker genötigt, ihre Gottheiten zu verkörpern, ihnen eine bestimmte Form zu geben. Sie stellten sie in der schönsten und edelsten menschlichen Gestalt dar, die mehr oder weniger verändert wurde, um zum Abgott zu werden; die Götter erschienen so als menschliche Wesen mit göttlichen Eigenschaften. Die Folge davon war, dass man ihnen menschliche Gefühle, Leidenschaften und sogar Fehler zuschrieb, die sie zuweilen in Intriguen, Abenteuer und höchst irdische Unternehmungen verstrickt zeigen. Die unvermeidliche Folge davon war, dass die Egypter sich Götter für das überirdische Regiment schufen und sogar Halbgötter, wie die griechischen Heroen. Götter waren für sie alle Menschen, die sich durch Erfindungen oder Heldenthaten unbestreitbare Verdienste erworben hatten. Diesem Glauben entsprachen jene göttlichen Dynastien, welche über die Schesu - hor herrschten und diejenigen, welche zu Phtah, Ra, dem Sohn jenes Shu, Seb, Osiri-un-nofre, Set und Hor gehörten, die in Memphis regierten; Atum, König in On; Ammon-Ra, Götterkönig in Theben, dann Mena und so viele andere geschichtliche Pharaonen.

Der Schakal, der Stier, die Kuh, der Widder, der Affe, das Krokodill, das Flusspferd, der Sperber, der Ibis, der Käfer, die Schlange werden zum Theil als Schützlinge der Götter,

zum Teil als wirkliche Verkörperungen der Gottheit angesehen. Dieser Unterschied macht es erklärlich, dass z. B. der Käfer des Phtah, der Ibis und der ungeschwänzte Affe des Tahut, der Sperber des Hor und der Schakal des Anopu in ganz Egypten verehrt waren; während einige Tiere, die in bestimmten Hainen als heilig gehegt wurden, in anderen für schädlich galten und darum ausgerottet werden durften. In Theben und in Sched, wie in Crocodrilopolis verehrte man das Krokodill in den kostbarsten Tempeln, während die Einwohner von Abu und Elephantina sie leidenschaftlich, weil schädlich, vernichteten.

Diese heiligen Tiere wurden, teils als National-, teils als Schutzgötter der Stadt oder des Haines angesehen, wo man sie verehrte. In On waren der Stier „Ur-mer“, Mnevis und der Vogel „Vennu“, Phönix, die Schutzpatrone; in Pa-Baned-Dad, Mendes, der Widder oder Ziegenbock, wie ihn die Griechen nannten; in Onres, Hermonthis der Stier „Pacis“ und in Man-nofri der „Hapi“ oder „Apis“. Aber nicht alle Tiere dieser Klasse waren Gottheiten. Man war deshalb genötigt, besondere Umstände zu vereinigen, die vielleicht niemals zusammentrafen, deren Vorhandensein aber von den Priestern behauptet wurde. „Hapi“ war nicht durch Berührung mit einem männlichen Tiere empfangen worden. Phtah, die göttliche Weisheit, schwängerte die auserwählte Kuh in der Gestalt des Blitzes; somit ist Hapi kraft des Phtah eine Inkarnation des Osiris. Die Kuh, Mutter eines Hapi, kehrte nach der Geburt in den Zustand der Unberührtheit zurück und wurde nicht wieder Mutter.

Angesichts dieses Tierdienstes, und da Niemand die tiefe Weisheit der Priesterschulen zu Sais, On Man-nofri, Abud und T-Ape bezweifelte, entstand der von ehrenwerten Autoritäten geteilte Irrtum, dass in Egypten zwei Religionen neben einander bestanden haben: eine für den Pöbel und eine für die höheren Klassen. Das war aber keineswegs der Fall; diese Annahme hat sich auch nicht in irgend einem Teile bewahrheitet und wäre auch nirgends weniger möglich gewesen, als in Egypten. Es geht aber daraus hervor, dass, wie es bei so vielen Völkern geschah und noch geschieht, dieselbe Religion von der ungebildeten und blindgläubigen Menge nicht so, wie von den aufgeklärten und frommen Leuten verstanden wurde. Die

Meisten sahen in den heiligen Tieren wahrscheinlich nur eine unvernünftige Bestie, aber die Uebrigen erblickten in ihnen jedenfalls die Stellvertreter und Sinnbilder von etwas Höherem. Wer kann die Irrtümer des grossen Haufens zählen, die von ihm selbst in Bezug auf täglich erklärte Vorschriften begangen werden!

IV.

Alle pharaonischen Monumente, die bis auf uns gekommen sind, beweisen, dass die Religion und ihr Kultus in Kemi-t das ganze Leben in Anspruch nahmen. Ganz Egypten arbeitete demgemäss fortwährend an dem Werke derselben.

Zur Erkenntniss jeder Gottheit trug die Fantasie des Gläubigen und das strengere Nachdenken des Priesters das ihrige bei, wodurch derselben eine bestimmte Bedeutung und ein besonderer Charakter zugeteilt wurde. Indem man die verschiedenen Gottheiten in Uebereinstimmung zu bringen suchte, den Einen, wenigstens der Zeit nach, den Vorrang zugestand und sich in ihre Darstellung mehr vertiefte, bildete sich die Religion zu einem System aus, ohne dass von Anfang an die Absicht vorgelegen hätte, zu einer bestimmten Folgerung zu gelangen. Das ergab sich von selbst, als die Arbeit vorgerückt war.

Die Göttin „Nu-t“ oder „Neith“, von der die Inschrift auf ihrem Tempel zu Sais dasselbe besagte, was später Jehovah ebenfalls von sich aussagte: „Ich bin, was da war, was da ist und was da sein wird“, die Göttin der Finsterniss, der Urnacht, des Chaos, erzeugt „ohne dass Jemand ihren Schleier lüftet“, den Phtah, indem sie den Hauch des „Khnum“, die Verkörperung des allbelebenden göttlichen Odems, in sich zieht. Phtah, „der Herr mit dem Antlitz voll Mitleid“, erzeugt den Ra, „den Vater der Götter“ und „Schöpfer der Welt“; denn Alles, was lebt, vermag dies nur kraft des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme. Der Sohn des Ra und seine glänzende Verkörperung ist Osiris, „der Herr des Feuers und der ausdauernden Kraft“, welcher um Iris, „die Beherrscherin des Feuchten und Trocknen, des Wassers und der Erde“, wirbt. Beide führen gemeinschaftlich die Herrschaft über das Luft-

reich und suchen, begegnen und vereinigen sich, wie in notwendiger Ergänzung, indem sie zur Wohlfahrt des Menschen ihren Wohnsitz in Mizraïm aufschlagen. „Set“, der Bruder des Osiris, vermählt sich mit „Nebt-hat“, Nephitis, der Schwester der Isis, und wie Kain, eifersüchtig auf die Vorzüge seines Bruders, tötet er den Osiris bei einer Mahlzeit. Dieser Mord ebnet ihm den Weg zur Herrschaft. Den toten Osiris zerhackt Set in Stücke, die er ins Meer wirft. Isis sammelt die Ueberreste, verbindet sie wieder und belebt sie durch ihre Küsse und Thränen. Der auferstandene Tote macht sie zur Mutter des Hor. Dieser wächst bei seiner Mutter und seiner Tante auf und, volljährig geworden, tötet er seinen Oheim Set . . . Kraft ähnlicher Vorstellungen verschwägern sich die Götter und bilden einen Stammbaum, in welchem alle egyptischen Gottheiten einen bestimmten Platz einnehmen. Wenn uns das pharaonische Pantheon eben so bekannt wäre, wie dies mit den Mythen der Ilias der Fall ist, in welcher streng durchgeführten Einheit würden wir diesen so reich bevölkerten Olymp erblicken!

Die egyptische Religion verleugnete nie das Böse; wie hätte sie das auch gekonnt? Sie verfiel aber nie in einen plumpen Dualismus. Das Böse, die unvermeidliche Folge menschlicher Beschränkung, war bei den Egyptern dem Guten unterthan. Gott hätte ja auch nicht die höchste Güte sein können, wenn das Böse und das Gute gleiche Macht und Dauer besessen hätten. Wie Set durch Hor, so fiel auch „Apap“, der Oberste der schädlichen Naturkräfte, den man in der Gestalt einer grossen zurückgebogenen Schlange darstellte, von einer Lanze durchbohrt durch seine Hand: „Hor-Thêmâ“ in dieser Gestalt; wie die Morgennebel sich vor der aufgehenden Sonne zerstreuen.

Das erklärt nach meiner Meinung, warum man nur mit Einschränkung behaupten kann, dass sich die Egypter mit Formeln und Zaubersprüchen befasst hätten. Abergläubisch wie die Völker im Allgemeinen hielten sie allerdings auf Glücks- und Unglückstage; auch steht es fest, dass die Magie das Ansehen einer Wissenschaft in solchem Grade gewann, dass Personen von fürstlichem Range, wie Satu-Kha-m-Uas und sein Bruder sich damit beschäftigten; man könnte darin etwas Aehnliches wie in der Berühmtheit erblicken, welche

Don Alfons, den Weisen, als Astrolog und Zauberer umgab. Man braucht aber nur die bis jetzt bekannt gewordenen, sogenannten magischen Formeln zu lesen, um zu erkennen, dass sie meistens Gebete und nur ausnahmsweise Beschwörungen enthalten. Aber alle sind Aeusserungen der Liebe und Ehrfurcht, die an die guten Götter gerichtet werden, um durch ihren Beistand einen löblichen Zweck zu erreichen. Die Anrufung des bösen Geistes, die geheimnissvollen Worte, die unverständlichen Redensarten fehlen gewöhnlich in den von den Egyptologen so benannten magischen Formeln. Bei der geringen Bedeutung, welche der Glaube an die bösen Gottheiten bei jenem Volke genoss, war das auch gar nicht anders möglich.

Erst als Egypten in Folge seines gewissen Unterganges auch den entferntesten Völkern zugänglich wurde, machten sich pantheistische Tendenzen in der Religion der Pharaonen bemerkbar. „Du, die Du Eines und Alles bist, göttliche Isis", redeten sie die Göttin mit den tausend Namen an. Aber diese Tendenzen vertrugen sich nicht mit dem Dogma der Egypter. Ra ging aus Phtah und Phtah aus der Nu-t, und eben so andere Gottheiten durch Zeugung hervor und nicht durch Emanation. Die göttliche Substanz bedurfte trotz ihrer höchsten Vollkommenheit die Vermittlung eines Demiurgs, um sich unter verschiedenen Gestalten darzustellen, sowie Jehova sich des Wortes bediente, um die Welt zu schaffen. Trotz der idealen Darstellung Gottes, dessen rechtes Auge Osiris und dessen linkes Isis ist, erscheint dem Egypter alles Vorhandene nur wie der Schaum der Welle; die natürliche und unvermeidliche Folge: ausser wenn etwas ist, auch wenn es nicht sein könnte, oder in anderer Weise sein könnte, wie es ist; zugleich das Ganze und eins vom andern unterschieden. Dieser Begriff widerspricht nicht der Erklärung, welche Diodor von Osiris und Iris gab, wenn er sagte: „sie bilden einen einzigen Leib, dessen Teile aus Atem und Feuer, aus Trocknem und Feuchtem und in letzter Linie aus Luft bestehen, und jedes dieser Elemente verehrten die Egypter, als ob es eben so viele Gottheiten wären." Aehnliches geschah in der griechischen und römischen Religion, die zwar poly- aber durchaus nicht pantheistischer Natur waren.

Der pharaonische Polytheismus beruhte niemals auf Grundsätzen, die ihn zur Verneinung des Monotheismus geführt

hätten. Der Begriff und die Bedeutung ihrer Götter war im Gegenteile der unverfälschte Ausdruck desselben. Er ergab sich von selbst in dem Augenblicke, wo eine Klassifikation der Götter unumgänglich notwendig geworden war. Andererseits wäre sie nur die natürliche Folge des geschichtlichen Fortschritts gewesen. In Anbetracht unserer modernen Kultur erscheint es deshalb unabweislich, das Vorhandensein einer höchsten Ursache festzustellen, in welcher die Welt und alles in ihr Befindliche wurzelt. Wie unbedingt notwendig ist es, dass der Mensch sich künftig frage: Wer bin ich? Woher komm' ich? Wohin geh' ich?

„Mein Gott, einziger Gott“, liest man schon auf den ältesten Denkmalen. Aber wenn auch diese Redensarten zu jener Zeit nicht höher zu stellen sind, wie ähnliche Superlative, so kann man doch darin eine der Ableitungen erblicken. welche zum Monotheismus führten. Denn wenn der „einzige“ Gott, von dem Gläubigen, der ihn so nennt, am höchsten verehrt wird, so wird der eine, der alleinige Gott für viele Gläubige derjenige sein, welchen man im prächtigsten Tempel anbetet, dessen Dienst die zahlreichste Priesterschaft besitzt, und welcher der Gegenstand des glänzendsten Kultus ist. Die Andacht, welche so häufig keinen tieferen Grund hat, als die Mode, gibt bestimmten Gottheiten den Vorzug vor so vielen anderen, und dieser Vorzug reicht hin. dass die zurückgesetzten in Vergessenheit geraten, ohne jedoch gänzlich aus der Erinnerung zu schwinden. Ra, der einzige Gott in Heliopolis, ist kein Widerspruch gegen Phtah, dem einzigen Gott in Memphis und so viele andere, die in diesem Betracht, obgleich einzig, die Verehrung anderer Götter an demselben Ort, ja selbst in demselben Tempel nicht hindern.

Die politischen und sozialen Revolutionen führten zu einem gleichen Ergebniss, vermöge dessen sich verschiedene Staaten vereinigten und wodurch sich die Existenz der beiden Länder kräftigte, die später ganz Egypten umfasste. „Der Bewohner von Memphis“, sagt Maspero, „der sich zum Begriff des einigen Gottes emporgeschwungen hat, gibt diesem Gott die Namen, welche seine Vorfahren ihren verschiedenen nationalen Göttern gegeben haben.“ Ra und Sevek treten an die Stelle von „Sevek-Ra“; auf gleiche Weise entstehen „Sokar-Osiri“ und „Phtah-Socari“ und später „Ammon-Ra“, „Ammon-

Knef“, „Ammon-Mendes“ und andere mehr, die als Götter eines Bezirks, eines Landes oder einer Bevölkerung übrig bleiben, wo sich ihr Begriff gebildet hat. Nach diesem Vorgange entwickeln sich späterhin die Dreiheiten oder Dreieinigkeiten, wovon die einen eben so tiefsinnig, wie die andern schön und poetisch gestaltet sind. Jede derselben entsteht durch die Vereinigung der drei hervorragendsten Gottheiten des Landes, wo man dieselben anbetet. Es ist Vater, Mutter und Sohn; aber damit sie nicht in einer von jenen Beziehungen natürlichen Abhängigkeit erscheinen, erklärt der egyptische Priester nach der Unterweisung eines sehr gelehrten Egyptologen dieselben dahin, dass Gott, wenn auch einig im Wesen, doch nicht eins in der Person sei. „Weil er ist, ist er Vater; sein Zeugungsvermögen ist so stark, dass es nie schwächer wird. Er braucht sich nicht zu entäussern, um zu befruchten. Durch die blosse Fülle seines Wesens empfängt er die Frucht, und da man an derselben den Augenblick der Empfängniss von dem der Geburt nicht unterscheiden kann, so erzeugt er ewig in sich selbst das andere Ich. Er ist nacheinander Vater, Mutter und Sohn Gottes. Gezeugt von Gott, geboren von Gott, ohne sich von ihm zu trennen, sind diese drei Personen Gott in Gott, und weit davon entfernt, die Einheit der göttlichen Natur zu zerstören, vermehren diese drei ihre unendliche Vollkommenheit.“ Die Dreiheit von Theben bildeten „Ammon-Khem, Amont und Har-ka“, Teb, Appollonopolis; die von Sni, Latopolis: „Khnum, Nebaut und Hag-Keu“; die von Nupti, Ombos: „Sevek-Ra, Hat-Hor und Khonsu“; in den Katarakten; „Khnum, Sa und Anuct“. Die nationale, im ganzen Nilthale verehrte und von Plutarch so schön erklärte Dreiheit bestand aus Osiris, Isis und Hor.

Diese Dreiheiten begründen den Begriff vom einheitlichen Gott, zu dem die egyptischen Priester jedoch nicht durch Voraussetzungen oder übernatürliche Offenbarungen, sondern durch eine beharrliche, durch geschichtliche Notwendigkeit bestimmte Arbeit gelangen. Es war ihnen darum zu thun, den Begriff der Einheit Gottes klar und genau festzustellen, wenn sie sagten: „Der eine und einzige Gott ist durch seine Wesenheit vorhanden und ist der Einzige, der durch seine Substanz (Kraft) lebt; der einzige Schöpfer im Himmel und

auf Erden, der nicht geschaffen worden ist; er ist der Vater aller Väter und die Mutter aller Mütter. Immer derselbe und unveränderlich in seiner unwandelbaren Vollkommenheit: immer gegenwärtig in der Vergangenheit und Zukunft, erfüllt er das Weltall, ohne dass etwas in ihr von seiner Unermesslichkeit einen Begriff zu geben vermag".

In dieser Schlussfolgerung ist keine Verleugnung der pharaonischen Theologie bemerkbar. Nach ihr „war im Anfang „Nu", das Urmeer, in dessen unendlichen Tiefen die Keime aller Dinge durcheinander umherschwammen. Inmitten dieser flüssigen Masse schuf und gebar sich Gott durch sich selbst. Er sagte zur Sonne: „Komm zu mir!" Die Sonne that es und fing an zu leuchten. Auf seinen Befehl machte Shu, der Glänzende, die Erde bewohnbar und trennte die Gewässer in zwei Massen. Die eine, über die Oberfläche der Erde verbreitet, war der Ursprung der Flüsse und des Weltmeeres; die andere in der Luft schwebend, bildet das von oben kommende Wasser, die Wölbung des Himmels, über dessen Gewässern die Gestirne und die Götter, von einer ewigen Strömung ergriffen, umherzuschwimmen, oder, auf prächtige Schiffe gebracht, umherzufahren begannen. So ist es mit Ra in seiner schönen Barke vor Millionen von Jahren geschehen, seit welcher Zeit er im Osten des Gesichtskreises am Himmel erscheint. Ihn führt und begleitet ein ganzes Heer von Göttern zweiten Ranges mit Hor auf dem Vorderteil, der nach vorwärts blickt und mit seinem Speer zu treffen bereit ist, und einem andern Hor am Steuerruder und den Fix- und Wandelsternen zum Dienst der Ruderer, bis zum Verschwinden durch den „Ro-Pega", die Öffnung der Spalte, durch die sich die irdischen Gewässer in breitem Falle in das Innere der Erde ergiessen. Rücksichtlich der seltsamen Vorstellung von den himmlischen und irdischen Gewässern, sagt die Genesis: „Es werde eine Veste zwischen den Wassern und sie teile die Wasser von einander. Und Gott schuf die Veste und schied die Gewässer, die unter der Veste waren, von den Gewässern, die sich über der Veste befanden. Und Gott nannte die Veste Himmel".

Gott gibt dann die Gesetze, welche den Einklang der Welt ordnen, wogegen sich „die bösen Mächte" der Natur empören. „Apap", ihr Oberhaupt, sucht das göttliche Werk zu

zerstören. Es entspinnt sich der Kampf zwischen den befruchtenden Göttern des Lichtes und den „Kindern der Empörung“, den Feinden des Lichtes und des Lebens. Apap wird zwar überwunden, jedoch nicht vollständig; denn so lange die Welt dauert, werden die Ungeheuer besiegt, aber nicht vernichtet werden. Um der zerstörenden Thätigkeit zu wehren, muss Gott eine unversiegliche Schöpferkraft besitzen. In einem ihrer Gebete hiess es: „Gott hat die Erde, das Silber, das Gold, den Lasurstein zu seinem Vergnügen erschaffen; die Kräuter für die Tiere und die Pflanzen, damit sich die Menschen davon nähren. Er schenkt dem Fische im Strom und den Vögeln im Himmel (in der Luft) das Leben und verleiht ihnen Odem, so lange sie sich im Ei befinden. Er belebt die Kriechtiere und erschafft die Luft, in der die Vögel leben; denn Reptilien und Vögel sind gleich in seinem Auge. Er sorgt für die Ratte in ihrem Loche und ernährt den Vogel auf dem Zweige. Gesegnet sei er für das Alles, der Eine, Einzige und Vielarmige!“

In diesem schöpferischen Werke, von dem Nilschlamm befruchtet, unter dem belebenden Einfluss der Sonnenstrahlen, der Augen des Ra, entstanden die menschlichen Leiber. Sie bilden vier Rassen: „Rot“, die vornehmste, die Egypter und die „Amu“, Semiten; die „Tama'hu“ oder „Ta'hennu“, Japhetiten und die „Na'hasin“, Ethiopier. Diese Menschen wurden zur Würde von solchen durch eine spätere, schöpferische Verrichtung erhoben, die ihnen Seele und Verstand verlieh. Die Semiten und Japhetiten hatten diese Gaben dem Sekhrt, die Neger dem Hor und die Egypter, dem Khnum, dem obersten Schöpfer, zu verdanken.

Gottes Geschöpf, der Mensch wird von Gott nicht verlassen sein. Schwach inmitten der Welt, wird er Schutz und Hilfe brauchen und Gott wird sie gewähren, indem er sich in verschiedenen Formen offenbart, wie es in den göttlichen Regierungen auf der Erde geschieht. Diese werden den Menschen lehren, eine vollkommenere Sprache anzunehmen, anstatt das Geschrei der Tiere nachzuahmen, die erste menschliche Sprache; ausserdem sich der Schrift zu bedienen, und die Grundlagen der Wissenschaften und Künste, so wie viele, für das Leben höchst nützliche Erfindungen kennen zu lernen. Von einigen dieser Regierungen erdichtete die Fantasie solche Märchen, dass sich im Laufe der Zeit nichts ereignete, ohne dass der

Egypter ausgerufen hätte: „So etwas hat man seit den Tagen des Gottes Ra nicht erlebt!“ Gott war aber für den Egypter immer in der Welt gegenwärtig.

Seinem Wohlwollen empfahl sich der Fromme, indem er betete: „Heil Dir! sprechen Alle; Lob Dir, der Du beständig unter uns weilst! Wir huldigen Dir im Staube, weil Du uns geschaffen hast! Dich segnen alle Geschöpfe; Du hast überall Anbeter, im höchsten Himmel, auf der ganzen Erde, wie in der Tiefe der Meere. Die Götter neigen sich vor Deiner Heiligkeit, die Seelen lobpreisen ihren Schöpfer, sie freuen sich, vor ihrem Erzeuger zu erscheinen und sprechen: Schenke uns Frieden, Vater aller Götter, der Du den Himmel und die Erde geschaffen hast, Schöpfer aller Wesen, Bildner aller Dinge, unumschränkter Herrscher, L. H. K. (Leben, Heil, Kraft), Götterkönig! wir beten Deinen Geist an, weil Du uns geschaffen hast. Wir bringen Dir Opfer dar, weil Du uns das Leben gegeben hast und wir segnen Dich, weil Du bei uns verharrst.“

Diesen theologischen Anschauungen entsprach ein streng geläuterter Kultus. Vielleicht in früheren Zeiten und in Gegenden, wo südlichere Einflüsse vorherrschten, mochten Menschenopfer üblich gewesen sein; aber diese nicht bewiesenen Verirrungen dürften jedenfalls nichts mit dem rohen und ekelhaften Molochdienste gemein gehabt haben. Seit der historischen Zeit wurden den pharaonischen Göttern Betrachtungen, Gebete, Reinigungsopfer mit dem eigens dazu bestimmten Weihwasser, Opfer von reinen Tieren und Gaben von Weihrauch, Wohlgerüchen, Früchten und den besten Lebensmitteln aller Art dargebracht.

Für die aus diesem Kultus entspringenden Übungen und Gebräuche war eine zahlreiche Priesterklasse vorhanden, die in einer weitläufigen Hierarchie geordnet war, an deren Spitze in jedem Tempel ein Oberpriester stand, dessen Ansehen von der Wichtigkeit der Bevölkerung abhing, wo sich der Tempel befand, und mit der Zeit in ganz Egypten die Oberleitung gewann. Unter der Leitung dieses Oberpriesters standen die Propheten, „nutri-hon“; wer dazu gehörte, musste in allen Dingen zu Hause sein, die auf die religiöse Lehre, auf die Gesetze, auf den Kultus und die Bildung der Priester Bezug nahmen; sie waren die eigentlichen Hüter des pharaonischen

Wissens und in den Versammlungen, die zu diesem Zwecke stattfanden, die Erklärer aller Übertreibungen, die sich auf das Dogma bezogen, wie auch von Fragen, die ihrem geheiligten Dienste noch so fern liegen mochten. Jeder derselben war einem bestimmten Tempel oder einer bestimmten Gottheit im Tempel zugeteilt; sie bildeten eigene Prophetenschulen, worin ihre persönliche Geltung nach der Bedeutung bemessen wurde, welche der von ihnen bediente Tempel oder Gott genoss. Unmittelbar unter ihnen stand der „nutri-atef“, göttlicher Vater, der durch Wahl zu ihnen aufstieg; unter diesem der „ab“, Reiniger, und auf der untersten Stufe der „nutria-meri“, einfacher Priester; und bei Bestattungen der „kar-hebi“, welcher die Gebete an der Thür der Totenstätten hersagte.

Zur Unterstützung der Priester dienten die „fai-sen-nutri“, Weihrauchträger; die „hosi“, Musiker und Sänger; und zur Zeit des ninivitischen Reiches die „nutri-hont-t“ oder Prophetinnen, die in gleichem Range, wie die Propheten standen; die „quema-t“, Sängerinnen; die „ahi-t, Sistrumspielerinnen; in einigen Epochen sogar die „nutri-hem-t“ oder „nutri-tiu-t, Gemalinnen oder Beischläferinnen bestimmter Gottheiten, deren Söhne, Väter oder Gatten Priester waren und die wahrscheinlich eine Art von Kammerfrauen des Abgotts vorstellten.

Wenn die Religion die Gläubigen verpflichtete, sich zu beschneiden, zu beten, sich durch Fasten zu reinigen und an gewissen Tagen vom Fleischgenuss zu enthalten, so waren diese Vorschriften für die Priester viel strenger, die, obwohl sie das gesellschaftliche Leben bestimmten, sich fortwährenden Waschungen unterziehen und vom Genusse gewisser Nahrungsmittel, wie Zwiebeln, Fische, Schweine enthalten mussten; dazu kam noch die äussere und innere Reinheit des Körpers, Rede, Gebet und Studium. Ausserdem durften sie nur eine Frau haben.

Aber wenn auch die ungereimtesten Religionen immer aufrichtige Gläubige und begeisterte Fromme finden, so kamen doch Zeiten, in denen die pharaonischen Priester, wie die Auguren, von denen Cicero erzählt, einander nicht grüssen konnten, ohne einander zuzulächeln. Marius Fontane, ein geschickter Ausleger der wissenschaftlichen Forschungen unserer

Zeit, spricht von dem Gewinn, den die Priester aus den Reliquien zogen, und welcher Betriebsmittel sie sich zu diesem Zwecke bedienten: dass sich die Pforten zu den Heiligtümern von selbst öffneten, und die Götzenbilder aus Granit oder Bronze undeutliche Töne hören liessen, die sie als Verheissungen oder Verweigerungen der Götter auf die Bitten auslegten, die an sie gerichtet wurden. Mit dem Beginn der XIX, Dynastie, hörten die Götter auf, vorhanden zu sein; an ihre Stelle traten zukunftverkündende Statuen und possenhafte Schaustücke; die reinen Glaubenssätze wurden von religiöser Schwärmerei und Aberglauben verdrängt. Die Priesterschaft hörte auf, jene gelehrte, aufgeklärte und weise Körperschaft zu sein, und indem sie jetzt nur die Gläubigen ausbeutete, erniedrigte sie ihr Gewerbe zur verächtlichsten Geheimnisskrämerei. Aber selbst jetzt hatten sie so viel Wissensschätze aufgespeichert, dass sie die Achtung ihrer Zeitgenossen und die Betrachtung des Geschichtsschreibers verdienten.

V.

Geistigkeit der Seele, Freiheit des Menschen, Verantwortlichkeit für seine Handlungen: eine bewunderungswürdige Dreiheit, die niemals von so vielen Völkern bezweifelt, von den erleuchtetsten Geistern geleugnet wurde uud welche den Menschen adelt, indem sie ihn zum Herrn seiner selbst und zum Arbeiter an dem unendlichen Werke des allgemeinen Fortschritts macht! Sollte man es glauben, dass die Egypter seit den ältesten Zeiten ihrer Geschichte dafür ein Verständniss hatten? Und doch muss es nach Allem, was sie über die Natur des Menschen dachten, der Fall gewesen sein.

Durch die Art und Weise, wie sie die Schöpfung des Menschen erklärten, der aus den beiden Elementen Geist und Stoff besteht, ist derselbe einerseits mit dem unveränderlichen, ewigen Gott, andererseits mit der wechselnden, vergänglichen Natur in Beziehung; ist also in dem einen Betracht herrlich und erhaben, in dem andern gemein, voller Gelüste, vergnügungssüchtig und sehr zum Laster geneigt. Die von keiner Schule entsprechend erklärten Beziehungen

zwischen beiden Elementen wurden von den Egyptern in wahrhaft genialer Weise bestimmt.

Die Intelligenz „Khu“, welche leuchtend und frei die Welt durchströmt, über den Elementen steht und dieselben ordnet und befruchtet, kann sich nicht in ihrer Erhabenheit ohne weiteres mit dem menschlichen Körper „Khat“ verbinden und wenn sie in ihm lebt, so verliert sie ihren leuchtenden Glanz, welcher ihre charakteristische Eigenschaft ist. Sie muss sich in eine göttliche, wenn auch nicht so vorzügliche Substanz „Ba“, die Seele einhüllen, die ihrerseits durch ein anderes, noch geringeres Medium, „Nifu“, der Atem, mit dem Körper in Verbindung tritt. Khu hat also Einfluss auf Ba und Ba auf Nifu, der sich durch den ganzen Körper verbreitet, ohne ihn zu schädigen oder zu vernichten; er durchdringt die Venen, vermischt sich mit dem Blute und leitet oder regiert, so zu sagen, den tierischen Körper. Trotzdem, und das ist eine andere von Lepage-Renouf erwähnte und von Maspero nachgewiesene Eigentümlichkeit, trotzdem ist die Seele nicht geradezu in dem sterblichen Körper eingeschlossen. Um in diesen einzudringen, wählt sie einen feinen, ungreifbaren und unsichtbaren, luftigen Körper, der sich als eine Wiederholung des wirklichen darstellt und mit diesem wächst und sich entwickelt. Dieses Schattenbild nannten die Egypter „Ka“, was die Gelehrten „der Doppelgänger“ übersetzen. Ba, die Seele, ist also die Hülle der Intelligenz Khu; Ka, der Doppelgänger, ist die Hülle von Ba, die Seele, und Khat, der Körper, wieder die Hülle von Ka, dem Doppelgänger. Alle diese in Beziehung auf Ursprung und Kräfte so verschiedenen Teile sind während des ganzen Lebens durch ein unsichtbares Band zusammen gehalten und machen in ihrer Vereinigung den Menschen aus.

Wenn aus Mangel der unerlässlichen Bedingungen der Tod eintritt, flüchtet sich der Atem in die Seele, die Intelligenz erhält wieder ihre leuchtende Gestalt, der Doppelgänger trennt sich vom Körper los, der, von seinen Lebenselementen getrennt, sich schnell aufzulösen beginnt. Diese Auflösung muss um jeden Preis verhindert werden, nicht sowohl, um die Hoheit zu verdienen, welche die erlauchten Gäste dem Körper, in welchem sie wohnten, verschafft haben, sondern wegen des Doppelgängers, der sein Leben nach dem Tode des Körpers fortsetzen musste. Daher kommt die Mumifizierung, das Ein-

balsamieren, die Ehrerbietung vor dem Leichnam und jene Gebräuche bei den Begräbnissen, in Folge deren man seit den Zeiten der Seschu-hor mit dem Sarge an besonderen Orten der Todesstätten Speisen, kleine Bildsäulen und so viele andere Gegenstände aufstellte: so alt war in Egypten der Glaube an die Auferstehung des Fleisches.

Herodot hat mit Recht behauptet, dass die Egypter zuerst die menschliche Seele für unsterblich hielten; denn wenn auch Ka und Nifu untastbar und unsichtbar, aber immerhin doch Stoff waren, so konnte dies nicht von Ba und Khu, reinen und deshalb unvergänglichen Geistern gelten. Deshalb konnte der Körper durch Fäulniss sich auflösen, der Doppelgänger sich verzehren, selbst der Atem sich verlieren, aber die Seele und die Intelligenz waren etwas Bleibendes, Ewiges. So schwierige Begriffe waren von den Egyptern in ihrer geschichtlichen Zeit gebildet worden, an die sie allerdings damals nicht ohne verschiedene Abweichungen glaubten. Wer wollte aber das Verdienst verkennen, welches darin liegt, solche Gedanken zu fassen, zu erklären und daraus die fruchtbarsten Schlüsse abzuleiten?

Ein Attribut der Unsterblichkeit der Seele ist ihre Freiheit, welche die Metaphysik der Pharaonen vollständig erklärte. Die Seele konnte in der That keine Sklavin sein, die der Intelligenz oder dem Körper Folge zu leisten hatte. Das war schon dadurch verhindert, dass sie sich in gleicher Entfernung von dem einen, wie dem andern befand und von der Intelligenz durch den Atem und vom Körper durch den Doppelgänger getrennt war. Indem sie so zwischen der Intelligenz, der erhabensten Leuchte von guter Wesenheit und dem niedrigen, dem Laster ergebenen Körper lebte, wurde sie durch die Willensfreiheit gezwungen, zu entscheiden, welche Anregungen von der einen oder der andern Seite sie zu berücksichtigen oder zurückzuweisen habe; Regungen, welche, immer entgegengesetzter Natur, miteinander im Streite lagen und sich gegenseitig zu besiegen trachteten. Die Seele, weise, weil die Intelligenz sie belehrte, und weil ihr die innere Stimme sagte, was gut und was böse sei, und je nach ihrer Wahl das Resultat gut oder böse war, musste, da sie unmöglich blind, noch die sie bewegende Kraft unbesieglich sein konnte, rechtschaffen und unumschränkt frei sein.

Deshalb kann die Seele des Sünders, der sich gegen die Intelligenz verging, weil er ihr nicht gehorchte, und gegen den Körper, weil er ihn nicht dem Laster und den daraus entspringenden schlimmen Folgen entzog, nicht umhin, die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Diese Verantwortlichkeit traf aber nicht die Intelligenz, denn ihre Sache war nicht die der Seele, deren blosse Beraterin sie blieb, da sie keinen Zwang ausübte, um nicht den himmlischen Glanz zu verlieren, der ihr wesentlich war, ehe sie in ihr herbergte; es war auch nicht die Sache des Körpers, weil seine Beziehungen nicht unmittelbar sind, sondern durch die Seele geschehen, welche der Intelligenz ihre Mitwirkung versagen, sie betrügen und in einem Menschen solche Verwirrung anrichten kann, dass er von den körperlichen Trieben beherrscht, sich kaum von einem Tiere unterscheidet. Diese Verantwortlichkeit führte schliesslich, gegenüber der Thatsache des Daseins, zur Notwendigkeit von Belohnungen und Strafen in diesem und im andern Leben, weil die Seele fortdauerte. In diesem Leben waren es Gewissensbisse — Herzensschmerz, wie die Egypter sagten —, ferner Krankheiten, Armut, schlechte Ernten, Geringschätzung von Seiten aller Andern; oder das Vergnügen, welches das Rechtthun immer zur Folge hat, das sogar einen Zustand wonnevoller Glückseligkeit begründen kann; und in dem andern Leben reine, heilige, geistige Befriedigungen oder die furchtbarsten Seelenqualen. Der Egypter glaubte also an ein anderes Leben und war während seines Hierseins zu diesem Glauben verpflichtet. Ein anderes Leben! Trostvolles Dogma, Balsam der Seele, der das Dasein so schätzbar macht, dass wir den Confucius kaum begreifen können, der befragt, was nach dem Tode geschehe, antwortete: „Wenn wir nicht einsehen, dass es unsere Aufgabe ist, diese Existenz zu begreifen, wozu wollen wir uns schon vorher mit dem beschäftigen, was nachher geschehen kann?“ Die Denkweise des pharaonischen Volkes stand seit der ältesten Zeit im Gegensatze zu dieser Grundlehre des „Ju-Kiao“.

Da die Egypter an ein anderes Leben glaubten und sich dasselbe vorstellen wollten, so machten sie es so, wie alle Völker, die sich mit einem ähnlichen Vorhaben beschäftigten oder beschäftigen; sie liessen ihrer Phantasie die Zügel schiessen, die sich in den ausschweifendsten Hirngespinnsten

erging. Da aber ungebildete Geister dieselben nicht fassen können, weil sie eben nicht handgreiflich sind, so ist es nötig, sie zu verkörpern und sich ihrer zu bedienen, um dadurch ein leichteres Verständniss zu gewinnen, woraus die sinnlosesten Widersprüche und die ungeheuerlichsten Vorstellungen entstehen. Trotzdem ist es der Betrachtung wert, dass bei aller Verschiedenheit der verbreitetsten Religionen, die Schilderungen so wenig abweichen, die sie von ihrer Hölle, ihrem Fegefeuer und Paradiese entwerfen. In dem langen Verlauf der egyptischen Geschichte trat übrigens häufig eine Abweichung in der Erklärungsweise des anderen Lebens ein.

In den ältesten Zeiten ist ihnen der Tod nur ein verlängerter Schlaf. Der Abgeschiedene wird wieder aufwachen, und deshalb ist es notwendig, dass er stets unversehrt erhalten bleibe. Die Einbalsamierung und Mumifizierung kommt auf, und weil der Auferstandene einer Stärkung bedürfen wird, setzt man mit dem Leichnam auch Lebensmittel in hinreichender Menge bei. Später entsteht der Begriff des Ka und gewinnt eine so unvergängliche Existenz, wie sie seinem Wesen entspricht. Getrennt vom Khat, der ihn umhüllte, zwingt die Notwendigkeit, die Liebe und die Ehrfurcht vor der Behausung, in der er sich aufhielt, den Doppelgänger, sich so wenig wie möglich, von dem Leichnam zu entfernen. Deshalb war zur Zeit der ersten Dynastien der „Serdab“, eine versteckte Einfriedigung in der Mauer, von solcher Wichtigkeit. Sie befand sich neben der Leichenkammer, mit der sie durch eine kleine, viereckige Oeffnung in Verbindung stand, und war zum Aufenthalt des Ka und der dem Toten zur Begleitung mitgegebenen Statuetten bestimmt, welche Liebe oder Freundschaft aufstellten. Dieselben waren gleichsam Ergänzungen des Leichnams, die den Ka zurückzuhalten und sogar eines Tages die Seele in Empfang zu nehmen hatten, im Falle der Körper sich auflösen sollte. Ungeachtet sich die Bedeutung der Speisenbeisetzung verlor, fand sie doch statt, aber in dem Sinne, welchen diese Inschrift ausdrückte: „Opfer für Osiris, damit er den Ka des verstorbenen Soundso, Sohn des Soundso mit Brot, Wasser, Ochsen, Gänsen, Milch, Wein, Bier, Kleidern, Wohlgerüchen und allen den guten und reinen Dingen versehe, durch welche sich Gott erhält.“ Deshalb wurde auch die Sitte der Mumifizierung dauernd bei-

behalten, welche eine vielleicht abergläubische, aber nie genug gewürdigte Ehrerbietung für die Toten vorstellt.

Die Natur des Ka, Geist und Stoff, aber luftiger, gasförmiger, unfühlbarer und unsichtbarer Stoff, führte in ihren Folgerungen zu grossen Schwierigkeiten. Wenn der Ka auch nicht rein genug war, um ins Paradies zu kommen, so besass er doch die Fähigkeit, viel länger als der Körper zu leben. Aber wenn auch die Seele fortlebte, so konnte es doch vorkommen, dass sie ihren Wohnsitz dauernd im Ka aufschlug, der dem Tode verfiel. Kann man, die Spiritualität der Seele vorausgesetzt, diese Abweichung, diesen Mangel an Logik dadurch erklären, dass die Seele sich im Ka individualisierte, und wenn sie seiner unwert wurde, als individuelle Seele verging und als solche starb? Es ist eine Thatsache, dass es eine in den frühesten Zeiten entstandene und mehr oder weniger allgemein verbreitete Glaubenslehre der Pharaonen war, dass die menschliche Seele, wenn sie auf Erden gesündigt hatte, nach dem Urtheil der Götter aufs neue den Stürmen dieses Lebens ausgesetzt werde, wo sie sich einen Körper suchen muss, in dem sie wohnen will. Einmal darin, erfüllt sie ihn mit Krankheiten, treibt ihn zu Mord und Wahnsinn und wenn die unvermeidliche Trennung von diesem Körper eintritt, so wird sie von Hor oder Smu auf dem Schafott der Hölle vollzogen. Sie erleidet so den „zweiten Tod“, der sie in das Nichts stürzt. Das Nichts galt also als die entsetzlichste Strafe, als die furchtbarste Drohung und es war zugleich der Widerspruch, durch welchen der Egypter der Lehre von den ewigen Strafen auswich.

Dieses zweite irdische Leben veranlasste Herodot, Plutarch, Diodor und mit ihnen so viele berühmte Schriftsteller zu der Annahme, dass die Egypter an die Seelenwanderung glaubten. Das war aber nicht der Fall; die Metempsychose war kein pharaonischer Glaubenssatz. Obgleich Diodor bemerkt, dass Pythagoras diese Lehre von den egyptischen Priestern empfing, so spricht doch Alles dafür, dass sie ihn nicht darin unterrichten konnten. Da aber die Verbindung zwischen Indien und Griechenland zur Zeit des philosophischen Sittenlehrers erwiesen ist, so kann man sich leicht erklären, wo er seine Studien machte.

Wenn es möglich wäre, was aber wahrscheinlich nie der

Fall sein wird, die chronologische Folge der Kapitel zu erfahren, welche das „Totenbuch“ ausmachen, und die Epoche zu bestimmen, welcher die wichtigsten entsprechen, so hätten wir eine sichere Grundlage, um zu erkennen, wie die Egypter das andere Leben in den verschiedenen Geschichtsepochen erklärten. Da aber das „Totenbuch“, wie die „Rig-Veda“ und das „Schu-king“ eine Sammmlung einzelner Werke von Schriftstellern aus verschiedenen Zeiten ist, die überdies wie die „Suren“ des „Koran“ keine Ordnung und Uebereinstimmung zeigen, so ist das eine unmögliche Arbeit. Aber auch ohne diese Absicht geht aus der wertvollen und seltenen Sammlung so viel hervor, dass nach dem Eintritt des Todes und der Trennung des Ka vom Körper die Seele zu den himmlischen Regionen aufstieg. Dort sprach das Gewissen aus ihr und nach abgelegtem Sündenbekenntniss wurde Ba losgesprochen oder verdammt. Die Verurteilung brachte sie ins Fegefeuer, wenn es sich um leichte Vergehen handelte; waren aber die Sünden zahlreich und unverzeihlich, so musste sie auf die Erde zurückkehren. Dieses neue Leben endigte mit dem zweiten Tode, worauf das Nichts folgte. Dieser Erfüllung der härtesten Strafe entspricht die alltägliche und gottlose Redensart, dass hier auf Erden die Hölle sei.

Leon Carre, ein grosser Orientalist, setzte mit vielen Beweisen die seltsame Thatsache auseinander, dass „Amenti“, die Region der abgeschiedenen Seelen, in den ältesten Zeiten als ein Paradies, später als ein Fegefeuer angesehen wurde. Für die Egypter unter den ersten Dynastien war Amenti der himmlische Aufenthalt, wo die Seelen im unaufhörlichen Anschauen der unaussprechlichen Schönheit des Gottes Osiris sich in einem Meere von Heiligkeit und Klarheit, von Glück und unendlichen Wonnen badeten. Später war es die Region, in welche alle Seelen eintraten; da aber die Einen rein, die Anderen unrein waren, so läuterten sie sich von dem Makel, der ihnen von ihrem Erdenleben anhaftete, indem sie in einem Feuer brannten, das vier Genien mit Affengesichtern bewachten; Andere unterzogen sich einer langen, harten und sehr beschwerlichen Reinigung. Mit Schwertern bewaffnete Genien traten ihnen entgegen; schreckliche Ungeheuer, die Diener des Set, Krokodile, Schlangen, Schildkröten und scheussliche Ausgeburten des Meeres fallen sie an, und alle müssen

im Einzelkampfe überwunden werden. Es gibt keine Gefahr, der sie nicht auf ihrem Wege begegnen; Hunger, Durst, der Henker wartet ihrer und aus allen Nöten müssen sie als Sieger hervorgehen. So gelingt es der Seele, den Eingang zum Himmel von fern zu erblicken. Das „Licht“, mit dem sie sich lange unterhält, erleuchtet und stärkt sie durch seine Ratschläge. Später erlangt sie die Fähigkeit, so viel Gestalten anzunehmen, wie ihr beliebt und auf diese Weise durchläuft sie die göttlichen Symbole, indem sie sich in einen goldenen Sperber, einen Lotos, einen Reiher, einen Kranich, in einen Vogel mit Menschenkopf, das plastische Abbild der Seele, in eine Schwalbe, eine Schlange und ein Krokodil verwandelt.

Nach diesen Wandlungen war der abenteuerlichste Teil des Weges zurückgelegt. Was von ihr übrig bleibt; kann nicht wieder in den Ka zurückkehren: der Körper, in welchem sie wohnte, nötigt sie, behufs der Wiederaufnahme seines Doppelgängers den Göttern für jene Gunst zu danken, die ihr zu Teil wird. So tritt der vom Tode Erstandene in die Behausung des Tahut, der ihn in Allem unterweist, was er fernerhin gebraucht. Es zeigt sich eine neue Gefahr: ein falscher, von den Elementen des Bösen abgeschickter Fährmann erbietet sich, ihn über den Fluss zu setzen, an dessen anderem Ufer die himmlischen Regionen beginnen. Die Seele erkennt den Betrug und zwingt den Fährmann durch Schmähungen, sich zurückzuziehen. Jetzt erscheint der göttliche Schiffer und stellt mit ihr ein Verhör über die Bedeutung des heiligen Schiffes an, in welchem er sie überfahren soll. Endlich kommt sie an das ersehnte Land. Sie umkreist eine stählerne Mauer, durch deren Thoröffnung jeden Morgen die Sonne am östlichen Himmel erscheint. Auf jenen heiligen Feldern übermenschlicher Weisheit muss sie als Arbeiter dienen, indem sie pflügt und den Weizen der Wissenschaft aussäet und erntet. Ihr Leben ist dort so ruhig, dass es den ersten Grad der Glückseligkeit vorstellt. Vollständig erkräftigt verlässt sie diesen Aufenthalt und durchschreitet mit Hilfe eines Fadens das Labyrinth, welches als Eingang zum Saale der doppelten Gerechtigkeit dient. „Osiri-Khont-Ament“ auf seinem Throne, umgeben von den furchtbaren Beisitzern, welche das höllische Geschworenengericht bilden, unterwirft sie einem neuen und feierlichen Verhör. Jene zweiundvierzig Stimmenden

haben einen geheimnissvollen Namen; sie muss dieselben erklären und überdies die Fragen beantworten. die jeder von ihnen an sie richtet. Sie erforscht nun noch einmal ihr Gewissen und legt eine Generalbeichte ab. Nachdem die Geschworenen ihre Kenntnisse und Sittenreinheit anerkannt haben, fällt Osiri-Khont-Ament sein Urteil, welches Tahut als Sekretär in seine Register einträgt, worauf der Verstorbene endlich unter die Seligen aufgenommen ist. Er betritt nun das himmlische Sonnenschiff, durchfährt alle Umkreise des oberen Himmels und der unterirdischen Hemisphäre und lernt so von Angesicht zu Angesicht die unzähligen Sternenwelten kennen. Auf einer derselben lässt er sich nieder, um zur Begleitung des Ra zu dienen, ewig bei jenen Göttern zu leben, das vollkommene Wesen anzubeten und von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sich in ihn zu versenken und selbst als Gottheit verehrt und angebetet zu werden.

Wie bewunderungswürdig und poetisch ist dieser pharaonische Himmel. Welch ein tiefer Sinn liegt in der Folgerung, dass nur die höchste Vollkommenheit alles Wissen und alle Weisheit richtig beurteilen kann! Aber wenn alles Das auch nur phantastische Schöpfungen waren, so kann es doch nicht Wunder nehmen, dass sie im Laufe der Zeit und schon im Verfall Auslegungen ermöglichten, in Folge deren sie zur Annahme eines Pantheismus führten, der von dem egyptischen Dogma weit abstand. Eben so wenig kann es Wunder nehmen, dass man im Gegensatze hierzu, nachdem man den Sensualismus gewisser griechischer Schulen in sich aufgenommen hatte, zu einer Anschauung gelangte, die sich in der folgenden Inschrift ausspricht: „O, mein Sohn! O, mein Freund! O, mein Gatte! Versäume nicht zu trinken, zu essen, die Schale der Lust zu leeren, zu lieben und Feste mitzumachen: folge immer deiner Neigung und nimm dich in Acht, dass nicht üble Laune sich deines Gemüts bemächtige, so lange du lebst! Denn Amenti ist das Land des tiefen Schlafes und der Finsterniss, der Ort der Trauer für Alle, die sich dort befinden. Alle schlummern in unkörperlichen Formen, ohne zu erwachen oder selbst nur ihre Brüder zu sehen. Sie erkennen weder Vater noch Mutter, ihr Herz schlägt nicht für Weib und Kinder . . . Sobald ich in jene Behausung trete, gehöre ich mir selbst nicht mehr: ich weine mit dem Wasser, das von oben herab-

fällt, ich weine mit dem Winde und am Ufer des Nil, damit er mein Gemüt in seiner Trauer erhebe. Denn dort wohnt der Gott, der „All-Tod" heisst. Er ruft Alle und Alle eilen herbei, um sich ihm zu unterwerfen, weil sie sich vor seinem Zorne fürchten. Er frägt nicht nach Göttern oder Menschen, gross oder klein, vor ihm ist Alles gleich. Alle fürchten ihn anzuflehen, denn er ist taub. Niemand preist ihn, weil er auch gegen den nicht wohlwollend ist, der ihn anbetet und nicht einmal die Opfer beachtet, die man ihm darbringt."

So sehr hatte sich jene religiöse Gesinnung der Pharaonen verändert, die noch in der Zeit ihres Verfalles Herodot zu dem Ausspruche veranlasste: „Die Egypter fürchten die Götter am meisten unter allen Menschen."

Übrigens hat jener Fromme den Monotheismus bestätigt, der an die Wände des Tempels in der Oase El-Khargeh die Worte schrieb, welche nach der Übersetzung von Brugsch lauten: „Gott ist in allen Dingen: Ammon ist sein Ebenbild; Atum ist sein Ebenbild; Khopra ist sein Ebenbild; Atum ist sein Ebenbild." Welche Anschauung erhielt sich bleibend über der andern, welche die pharaonische Religion aufstellte und entwickelte?

VI.

Obwohl Herodot, wie unser P. Mariana, wiederholt sagt: „ich erzähle Dinge, an die ich nicht glaube", so kann man sich doch nicht der Bemerkung entschlagen, er habe sich so eingehend mit der Darlegung dessen beschäftigt, was er mit eigenen Augen gesehen hat, dass er bei der Wiederholung des Gehörten geradezu leichtgläubig erscheint. Auf Treu und Glauben irgend eines Cicerone seiner Zeit, dem jedes Wissen und Verständniss für die Wunder der Pharaonen abgeht, berichtet er in seinen unsterblichen Erzählungen, Cheops sei so tief gesunken, dass er aus Geldnot „sagt man, seine Tochter in ein öffentliches Haus gehen liess, um eine gewisse Summe zu verdienen." „Sie gehorchte", fährt er fort, „er erhielt die bestimmte Summe und beschloss, ein Denkmal zu errichten,

indem er von Jedem, der ihre Gunst genossen, einen Stein verlangte, und so entstand die berühmte Pyramide."

Von der Abgeschmacktheit dieses Berichtes abgesehen, und vor Allem davon, dass Herodot „man sagt" voransetzte und damit andeutete, dass er die Verantwortlichkeit dafür seinem Gewährsmann zuschiebe, so gab es doch eine Menge von Schriftstellern, die ihm unbedingten Glauben schenkten und zu den wunderlichsten Folgerungen über die Sittlichkeit des pharaonischen Volkes gelangten. Nein, nie kamen in Egypten solche Ungeheuerlichkeiten vor. Das Volk war im Gegenteile in den ältesten Zeiten, wie in den Tagen seines Verfalls und Untergangs sittlicher, als dies bei den Völkern der alten Zeit im Allgemeinen der Fall zu sein pflegte. Es war dies nur die Folge davon, dass ihre reine Religion bei allen öffentlichen und privaten Handlungen vermittelnd eintrat, zu geschweigen, dass ihre Sammlungen wahrhafter Moralgesetze seit der ältesten Zeit ihrer Geschichte ihnen zur Zierde gereichten.

Jener Kaquimna, Verfasser einer Spruchsammlung, war ein Zeitgenosse von Snefru, einem Monarchen der dritten Dynastie. Von dieser Sammlung sind einige Bruchstücke erhalten, die von echt sittlicher Gesinnung zeugen und in der Form der Salomonischen Sprichwörter abgefasst sind. „Ein gutes Wort", heisst es z. B. in einem dieser Bruchstücke, „leuchtet mehr als ein Smaragd, den die Hand eines Sklaven unter Kieseln aufgelesen hat"; oder „der Weise ist mit dem zufrieden, was er weiss; er hat ein gutes Herz und freundliche Worte. Inneres Glück lässt jede Lage vortrefflich finden."

Mit den Sprüchen des Kaquimna bilden unter der Regierung von Assa-Tat-Ka-Ra, dem vorletzten Regenten der V. Dynastie, die „Unterweisungen des Phtah-hotpu", eines Fürsten von königlichem Geblüt, der mit hundertzehn Jahren sein Werk begann, einen Teil des „ältesten Buches der Welt". „Da das Alter so traurig ist", schrieb er, „was soll ich zu den Greisen sagen, um sie zu trösten, o Hanhan?" Und der Gott erwiderte ihm: „Unterrichte sie in Gleichnissreden über die Vergangenheit, damit sie die Grossen und Kleinen bewundern". Indem er dies thut, versichert er, dass der kindliche Gehorsam eine so erhabene Tugend ist, dass er seinem Besitzer Gesundheit, Glück, langes Leben, Ansehen bei seinen Mitbürgern und die Gunst des Fürsten verschafft. Neben der Elternliebe muss

die Liebe und Hochachtung für die Frau einhergehen; „sorge wohl für dein Haus", sagt er, „liebe dein Weib und beleidige sie nicht; unterstütze und schmücke sie, umgib sie mit Wohlgerüchen und mache ihr Freude, so lange du lebst: es ist ein Gut, das immer seines Besitzers wert sein muss." Lenormant nennt dieses Buch „einen Codex sittsamer Höflichkeit, eine Abhandlung der positiven und praktischen Moral." Und Maspero fügt hinzu: „Es treten darin die spekulativen Gedanken vor den bestimmten Thatsachen, die Theorie vor der Praxis zurück und es gibt die Betrachtungen und Folgerungen, die ihn beschäftigen, so, wie sie ihm einfallen, ohne dass er sie gruppirt oder aus dem Verwandten irgend welche Schlüsse zieht. Ist das Wissen zur Erkenntniss des Guten von Vorteil? Er empfiehlt die Wissenschaft. Ist ein sanftes Benehmen gegen Untergebene zur Wohlfart notwendig? Er preist die Sanftmut". In den „Unterweisungen" des Fürsten Phtahhotpu findet sich also nichts, das nicht erziehlichen, lobenswerthen, sittlichen Inhalts wäre.

Da zu der Zeit, als dieses Buch geschrieben wurde, das Einbalsamieren, so wie die Sitte üblich war, die Eingeweide der Toten in ein eigens zu diesem Zwecke angefertigtes Gefäss zu legen und sie in den Nil zu versenken, so war die Leichenfeier sicherlich schon damals von dem Gebet begleitet, das Porphyrius aufbewahrt hat und in welchem es hiess: „O König Helios; Ra; und ihr anderen Götter, die ihr das Leben schenkt, ergreift mich und nehmt mich auf in die Gesellschaft der ewigen Götter. Von Anfang bis zum Ende meines Lebens habe ich die Götter verehrt, zu denen mich meine Eltern führten. Ich habe immer meinen Vater geehrt. Ich habe Niemanden getötet. Ich bereicherte mich nicht mit anvertrautem Gute. Ich beging nichts Böses. Wenn ich in meinem Leben sündigte, weil ich etwas Verbotenes gegessen oder getrunken habe, so lag die Schuld nicht an mir, sondern an dem, was hier darin ist".

Damals wird auch mit Vorbedacht das Totenbuch, jener Kanon verfasst worden sein, welcher die bestimmte Erklärung darüber enthält, was bei den Egyptern für Schuld oder Sünde galt: „Heil euch, ihr Götter, die ihr im Saale der Wahrheit und der Gerechtigkeit wohnt!" sagte eine dieser Vorschriften, „keinen Trug im Busen hegt und von der Wahrheit in On

lebt und euer Herz nährt vor dem Herrn Gott, der in seiner Sonne thront! Befreie mich vom Typhon, der sich von Eingeweiden nährt. O ihr Obrigkeiten! Erlaubt an jenem Tage des letzten Gerichts dem Toten vor euch zu erscheinen, ihm, der nicht gesündigt, nicht gelogen, nichts Böses gethan, kein Verbrechen begangen, kein falsches Zeugnis abgelegt, oder an sich selbst gesündigt hat, sondern nur von der Wahrheit lebte und sich von der Gerechtigkeit ernährte. Er hat überall Fröhlichkeit ausgestreut; über das, was er gethan hat, reden die Menschen und freuen sich die Götter. Durch seine Liebe hat er sich mit Gott vereinigt; er hat dem Hungrigen Brot, dem Dürstenden Wasser, dem Nackten Kleidung gegeben, er hat dem fortgeholfen, der auf seiner Reise aufgehalten wurde; den Göttern hat er Opfer dargebracht und den Toten Lebensmittel für Abgeschiedene mitgegegeben. Erlöst ihn von sich selbst, beschützt ihn vor sich selbst; redet nicht gegen ihn vor dem Herrn der Toten, denn sein Mund und seine beiden Hände sind rein!“

Und an einer andern Stelle desselben „Totenbuches“, wo es sich um die unerlässliche Erfüllung einer sehr strengen Vorschrift handelt, heisst es: „Herr der Wahrheit und der Gerechtigkeit! Um deinetwillen habe ich immer der Wahrheit gelebt, und durch deine Hilfe habe ich die Lüge zerstört. Ich habe die Menschen um Nichts betrogen. Ich habe die Witwe nicht gequält. Ich habe vor den Gerichten nicht gelogen. Täuschung war mir fremd. Ich that nichts, was verboten war. Ich verpflichtete keinen Aufseher, mehr als die notwendige Arbeit ausführen zu lassen. Ich war nicht nachlässig. Ich war kein Freund des Müssiggangs. Ich war nicht träge zur Arbeit. Ich hatte keine moralische Schwäche. Ich that nichts, was den Göttern abscheulich scheint. Ich machte den Sklaven nicht missvergnügt mit seinem Herrn. Ich liess Niemanden Hunger leiden. Ich machte Niemanden weinen. Ich tötete nicht. Ich liess Niemanden ermorden. Ich betrog Niemanden. Ich entwendete die Brote nicht aus den Tempeln. Ich verdarb nicht die den Göttern geweihten Kuchen. Ich eignete mir nicht mit Gewalt die Vorräthe oder die Bänder der Toten an. Ich machte keinen betrügerischen Gewinn. Ich benützte keine zu kleinen Hohlmaasse. Ich verkürzte das Längenmaass nicht um das Geringste. Ich eignete mir nicht

ein fremdes Feld an. Ich wog nicht mit einer Waage, die so eingerichtet war, um am Gewichte zu betrügen. Ich nahm nicht dem Kinde die Milch vom Munde weg. Ich jagte keine heiligen Tiere. — Ich fing nicht mit dem Netze geheiligte Vögel. Ich angelte nicht geheiligte Fische in ihren Teichen. Ich verhinderte nicht den Lauf des Wassers zur rechten Zeit. Ich schnitt keinen Wasserarm auf seinem Wege ab. Ich löschte das heilige Feuer nicht in der Stunde, in welcher es brennen muss. Ich entwendete dem hohen Himmel nichts von seinen auserwählten Opfern. Ich verjagte nicht die Ochsen von den heiligen Gebieten. Ich störte nicht den Aufzug der Götter. Ich bin rein! Ich bin rein! Ich bin rein!“

Man nehme aus diesen Bekenntnissen Alles hinweg, was für das pharaonische Volk charakteristisch ist, und es bleibt ein so strenger Moralcodex übrig, dass er nicht nur auf die höchst stehenden Religionen anwendbar ist, sondern dass diese kaum eine Sünde bezeichnen dürften, die nicht in jenem enthalten wäre. Sogar die Verzichtleistung auf die ewige Glückseligkeit findet sich darin ausgesprochen!

In dieser Beziehung zeigt sich die pharaonische Moral der des Konfucius nicht überlegen, wenn er sagt: Was dir unangenehm wäre, das füge auch nicht Anderen zu, sondern behandle sie so, wie du willst, dass die Andern dich behandeln sollen. Vergiss auch nicht, dass es eine Tugend ist, sich selbst zu vervollkommnen, die Vervollkommnung Anderer aber ist eine hohe Wissenschaft.“

Aus der egyptischen Moral leitete man nach den zwölf ersten Dynastien Systeme, Lehren und Abhandlungen von unschätzbarem Werthe ab. Pierret fand im Museum des Louvre eine Sammlung von vortrefflichen Lehrsprüchen, z. B. „Befolge nicht die Ratschläge eines Thoren. Verdirb nicht das reine Herz deines Genossen. Leide nicht, dass dein Sohn sich in ein Verhältniss mit einer verheirateten Frau einlässt. Ehre den Höherstehenden, aber misshandle nicht den Untergebenen. Misshandle deine Frau nicht, die schwächer ist, wie du, und an dir einen Beschützer finden soll. Mache dich nicht lustig über Personen, die von dir abhängig sind. S u c h e n i e m a l s d e i n L e b e n a u f K o s t e n e i n e s A n d e r n z u r e t t e n.“

Ungefähr aus derselben Epoche stammen die V e r h a l t u n g s r e g e l n d e s S c h r e i b e r s A n i a n s e i n e n S o h n

Khons-hoptu gerichtet, die ihm zur Unterweisung dienen sollten. In der Uebersetzung von Chabas, die uns jenes Werk als eine unterhaltende Abhandlung kennen lehrt, finden sich folgende Denksprüche: „Hefte deine Augen auf dein Leben, stelle es vor dich, wie einen Weg, den du immer in einer geraden Richtung verfolgen musst. Du weisst nicht, wann du sterben wirst; der Tod nimmt eben so das Kind, das noch im Mutterleibe wohnt, wie den Menschen, der ein hohes Alter erreicht hat. Zügle deine Dreistigkeit vor einem Greise, der sich auf seinen Stab stützt, aus Furcht, durch deine Worte seinen Unwillen zu erregen. Wenn Jemand deinen Rat verlangt, so befrage deine Bücher. Iss nicht vor Jemand, der vor dir steht, ohne dass du die Hand ausstreckst, um ihm Brot anzubieten. Wann hätte man es erlebt, dass es nicht Reiche und Arme gegeben hat? Aber nie fehlt es dem an Brot, der redlich arbeitet. Einem rohen Hitzkopf antworte mit Sanftmut: es ist das Mittel, ihn zu beruhigen. Lass einen Menschen, der eine schlimme Zunge hat, nicht wissen, was du denkst, um ihm die Gelegenheit zum Missbrauch derselben zu nehmen. Vermeide jede Gelegenheit, wo du mit deinen Worten verletzen könntest. Widme dich Gott, bewache dich immer um seinetwillen und morgen geschehe es wie heute, dass dein Auge die Handlungen der Gottheit betrachte, denn er bessert den Gestraften. Bleibe nicht sitzen, während Jemand steht, der älter ist als du, oder ein höheres Amt bekleidet. Sei kein Vielfrass, denn ich habe dir das Leben gegeben, damit du andere Vergnügen geniessest. Lass dich nicht die Güter Anderer gelüsten.“

Diese Vorschriften gibt Ani unzusammenhängend und ungezwungen, wenn er nicht beredte Betrachtungen oder rührende Schilderungen damit verknüpft. „Ich habe“, sagt er z. B., „dir deine Mutter gegeben; aber sie hat dich an ihren Busen genommen und dich unter vielen Beschwerden grossgezogen, die sie nicht auf mich ablud. Nach den Monaten der Schwangerschaft wurdest du geboren und sie hat dich, ein wirkliches Joch, deinen Mund an ihrer Brust, drei Jahre lang herumgetragen. Weder damals noch später belästigte sie deine Unverträglichkeit. Während du in der Schule warst und dort lerntest, ging sie beharrlich jeden Tag zu deinem Lehrer, um dir vom Hause Brot und Wasser zu bringen. Du

wuchsest heran, hast dich verheiratet, hast deinen eigenen Herd; vergiss nie die schmerzliche Geburt, die du deiner Mutter verursacht hast, noch die erspriessliche Sorgfalt, die sie dir erwies. Sieh' zu, dass sie sich nicht über dich beklagt; dass sie nicht ihre Hände zur Gottheit emporhebe, damit ihre Klagen erhört werden.“ Und an einer andern Stelle: „Folge nicht den Frauen und hüte dich, dass sie sich deines Herzens bemächtigen. Nimm dich vor einem fremden Weibe in Acht, das Niemand im eigenen Volke kennt; geh' nicht zu ihr; sie ist wie Alle ihresgleichen: pflege keinen Umgang mit ihr. Sie ist ein tiefes Wasser, dessen Zuflüsse unbekannt sind. Ein Weib, deren Mann abwesend ist, schickt dir ein Billet und ladet dich zu sich; wenn auch keine Zeugen vorhanden sind und wenn sie auch nicht sofort darauf besteht, dich in ihrem Netze zu fangen, so kann es doch als ein todeswürdiges Verbrechen erscheinen, wenn die Verleumdung den Vorgang verbreitet.“ „Heirate ein junges Weib“, fährt Ani fort, „dein Sohn wird dein Beispiel nachahmen und dasselbe thun. Und wenn du verheiratet bist, so sei nicht unfreundlich mit deiner Frau, wenn du siehst, dass Alles im Hause in Ordnung ist. Sage nicht: Wo ist das? Bring' mir es! da sie es auf den richtigen Platz stellte, und weil du es wohl gesehen, aber geschwiegen hast, als du bemerktest, es sei so recht. Wenn du freudig gestimmt bist, so lege deine Hand in die ihrige. Es gibt viele Leute, die nicht wissen, dass der Mann Unglück ins Haus bringt, weil er es nicht zu leiten versteht. Die gute Ordnung und Führung des Haushalts hängt von der Geduld und Sanftmut des Mannes ab.“

Abgesehen von dem löblichen Inhalt der letzten Sätze zeigen dieselben, wie hoch die Frau in Egypten gestellt war. Bei den orientalischen Völkern dient sie nur zum Vergnügen ihres Gebieters; in Griechenland war sie auf die Frauengemächer angewiesen und selbst die vornehmste ist der Nichtachtung und dem Tadel preisgegeben; in Rom wurde sie nie mündig; nur Mizraïm erkennt ihr die nötige Würde zu, um den heiligen „Ureus“ zu bekränzen und die vernünftige Freiheit zu geniessen, welche ihr erlaubt, sich edlen Beschäftigungen zu weihen, die sich für ihr Geschlecht eignen und die ihr selbst jetzt nur bei den vorgeschrittensten Völkern zugänglich sind.

Wie weit, wie weit stand also die pharaonische Moral von solchen Uebertreibungen fern, wie sie die Leichtgläubigkeit Herodot's und die so vielfach besprochene und verurteilte Schamlosigkeit der Potiphar uns sehen liess!

Der pharaonischen Moral entsprachen notwendiger Weise sehr gerechte Zivil- und Kriminal-Gesetze. Diese Meinung teilten Alle, welche sich mit den erhaltenen Aufzeichnungen beschäftigten, die, wenn auch unvollständig, hinreichen, um zu erklären, dass man im Altertume glauben konnte, Lykurg und Solon hätten sich erst damit bekannt gemacht, ehe sie ihre Gesetz-Reformen in Angriff nahmen, und dass Bossuet behauptete, „Egypten sei die Quelle jeder guten Polizei." Seit den Zeiten des Mena und seiner unmittelbaren Nachfolger sind die meisten dieser Gesetze unter Ra-mes-su II., später und schon in der Verfallszeit unter Bok-en-ran-f, unter dem Äthiopier Schabaka, unter Ah-mes II., dem Vorgänger des Psammetich und zuletzt unter dem Perser Darius verbessert und ergänzt worden.

Die Familie, die Grundlage alles Rechtes, wurde in Egypten durch die feierliche Verheiratung eines Weibes mit einem Manne gebildet. Dabei bestimmte er seiner Frau eine Aussteuer und Mitgift und versicherte ihr in gewissen Fällen ein Jahrgeld, so lange die Ehe dauern würde, und sogar eine Rente als Entschädigung, im Falle er sie verstossen und eine andere Frau nehmen sollte. Zur Sicherheit bekam die Frau eine Verschreibung auf das Vermögen des Mannes, die sie einem Dritten abtreten konnte. Das Verstossen muss sehr allgemein gewesen sein, denn ein Beamter der XX. Dynastie rühmte sich, sein Weib nicht verlassen zu haben, als der Pharao ihn zu einer hohen Würde beförderte. Trotzdem suchte das Gesetz dem vorzubeugen, indem es bestimmte, dass im Falle einer Verstossung und zweiten Verheiratung der älteste Sohn der ersten Frau die liegenden Güter des Vaters erbe. Gleichwohl verhinderte die Heirat nicht, dass der Mann so viele Frauen nahm, als er wollte: die Kinder dieser Verbindungen wurden ebenfalls als legitim angesehen. Die väterliche Gewalt ging, wie man aus so vielen Denkmalen erkennt, zu Ende, sobald der Sohn sich verheiratete und folglich das elterliche Haus verliess.

Bei einem so ernsten und umständlichen Volke bildeten

unzweifelhaft die „Formeln“ die Grundlage jeder schriftlichen Verpflichtung. Die Gesetz-Reform unter Bok-en-ran-f bestand vielleicht in der Abschaffung dieser Formeln. In den Verträgen waren dessenungeachtet eine Menge von Bedingungen gestellt, darunter die Gegenwart von sechzehn Zeugen. Diese Bedingungen erfreuten sich solcher Gerechtsame, dass ihr Wortlaut unbedingt verpflichtete und wo sie fehlten, wurde jede streitige Sache durch Eidesleistung entschieden. Bei Darlehen durften die Zinsen nie das Kapital übersteigen. Die Arrestlegung wurde nur am Besitztum, nie an der Person des Schuldners vollzogen. Welch ein Unterschied zwischen einer so vernünftigen Massregel und dem Schuldgefängniss bei so vielen modernen Völkern, oder den harten, durch die Solonischen Gesetze abgeschafften Vorschriften und den unmenschlichsten von allen, welche die Gesetztafel „Rebus Creditis“ enthält. Von Ases-ka-f aus der vierten Dynastie stammt nach Herodot das seltsame Gesetz, welches die Mumie des Vaters zu verpfänden erlaubte; ein so gewichtiges Unterpfand, dass der Darleiher nicht nur die Grabstätte in Besitz nahm, in der sie aufbewahrt wurde, sondern dass der Schuldner, wenn er starb, ohne gezahlt zu haben, ja selbst seine Kinder, wenn sie die Verpflichtung fortbestehen liessen, der Ehre verlustig gingen, in der Familiengruft beigesetzt zu werden.

Von ihren Kriminalgesetzen weiss man, dass sie mit dem Tode bestraften: einen Meineidigen; einen falschen Ankläger vor Gericht; jeden, der einen Totschlag begangen hatte, mochte der Tote — o nie genug gerühmte Gleichheit vor dem Gesetz! — ein Freier oder ein Sklave sein; ferner, wer sich ein Verbrechen gegen die Religion zu Schulden kommen liess und den, welcher sah, dass ein Anderer in Gefahr war ermordet zu werden oder sonst Gewalt zu erleiden und ihm nicht zu Hilfe kam. Wenn zwingende Umstände diese Hilfeleistung unmöglich machten, so musste der Zeuge des Totschlags oder der Gewaltthat bei Strafe einer gewissen Anzahl von Hieben oder eines dreitägigen Fastens die Schuldigen anzeigen. Ein Vatermörder wurde lebendig verbrannt, nachdem er auf einem Dornenbette gemartert worden war. Ein Vater, der seinen Sohn getötet hatte, blieb straflos, wenn er sich bereit erklärt hatte, drei Tage und Nächte in der Umarmung mit der Leiche seines Sohnes zu verbringen: eine entsetzliche moralische Marter.

Die Todesstrafe wurde durch Erwürgen oder Enthaupten vollzogen. Sie war aber keineswegs entehrend und durfte bei einer Frau während der Schwangerschaft nicht zur Anwendung kommen. Manchmal gestattete man Verurteilten von hohem Range, dass sie sich selbst töteten, wie es ihnen am meisten zusagte. Von Schabak erzählt man, dass er damit umging, die Todesstrafe abzuschaffen und dafür die Galeerenstrafe einzuführen, welche gewöhnlich ausgesprochen wurde.

Einem Spion wurde die Zunge abgeschnitten; einem Betrüger an Mass oder Gewicht, sowie einem Verfälscher von Urkunden oder öffentlichen Schriftstücken schlug man beide Hände ab; wer einem Weibe Gewalt angethan, wurde entmannt. Ein Ehebrecher empfing, wenn er im Einverständniss mit der Ehebrecherin gewesen war, tausend Stockschläge und seiner Mitschuldigen wurde die Nase abgeschnitten. Der Ausreisser, wie der Soldat, welcher dem Befehl seines Vorgesetzten nicht gehorchte, wurde ehrlos erklärt; ein Urteil, das er durch spätere Proben von Tapferkeit und Gehorsam wieder aufheben konnte.

Obwohl man in Egypten den Diebstahl mit Stockschlägen und den Raub mit dem Tode bestrafte, so war und ist merkwürdigerweise noch heute ein überaus seltsamer, obgleich gerade nicht seltener Brauch dort heimisch. Die Diebe erkennen ein Oberhaupt, „Scheik“ an, einen Herrn der Diebe, wie er heutzutage heisst; die in seine Listen Eingetragenen sind vor jeder Verfolgung sicher, wenn sie binnen vierundzwanzig Stunden den Raub gegen ein Lösegeld abliefern. Schliesslich ergeht sich P. Feijóo mit seiner schwungvollen Feder in allen Tonarten des Lobes über die gesetzliche Verordnung, die jeden Egypter verpflichtete, den Behörden seine Mittel zum Unterhalt schriftlich anzugeben und ihn mit dem Tode bedrohte, wenn er sich der Unwahrheit schuldig machte oder sich verwerflicher Mittel bediente, um sein Leben zu fristen. Solon nahm diese Verordnung in seine berühmten Gesetze auf.

Zur Überwachung der Gesetze gab es in Egypten in jedem Bezirk einen Aufseher, der jedenfalls die Hofbeamten, welche die Geisseltragenden oder „Tai seri en sen“ hiessen, und die eigentlichen Richter „tâ oder „ten“ entlastete, welche immer aus der Klasse der Schriftgelehrten gewählt wurden. Als

zweite Instanz in schwereren Fällen diente der oberste Gerichtshof der „sotmu en os en kat en mat“: Richter bei Beschwerden über die Gerechtigkeit. Dieser Richter gab es dreissig, die, je zehn, von den drei Priesterkollegien zu Memphis, Heliopolis und Theben ernannt sein mussten. Den Vorsitz führte der Oberrichter, den sie aus ihrer Mitte wählten; der leer gewordene Platz musste durch einen Richter aus dem Kollegium des Erwählten besetzt werden. Nur in sehr schweren Fällen, die an Politik streiften, übte der König persönlich das Vollzugsrecht aus und ernannte zu diesem Behufe besondere Kommissionen. Manchmal, wie damals, als sie sich mit der Verschwörung gegen Ra-mes-su III. beschäftigten, wurden sie bestraft, weil sie sich nach der Meinung des Pharao zu nachsichtig zeigten.

Die richterlichen Geschäfte wurden immer schriftlich durch Mitteilungen an die Parteien erledigt. Die Verhandlungen begannen nicht eher, als bis der Vorsitzende sich eine goldene Kette um den Hals legte, von der das Bild der „Ma“, der Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit, in einer Fassung von kostbaren Steinen herabhing. Sie war mit einer Straussfeder auf dem Kopfe dargestellt und hielt ein Kreuz in der Hand, das an einem Öhr hing, welches das unterscheidende Kennzeichen dieser Gottheit bildete. Dieses Medaillon war ein Sinnbild von solcher Bedeutung, dass man es während der Veröffentlichung des Urteils auf den Kläger oder den Beklagten legte, zu dessen Gunsten der Fall entschieden wurde, da man in Egypten das Amt eines Staatsanwalts nicht kannte. Und wie sich die englischen Richter während der Sitzung den Kopf mit einer grossen Perrücke bedecken, so pflegten die Egypter bei feierlichen Gelegenheiten einen falschen Bart anzulegen.

VII.

Da die Sprachen mit den Völkern, welche sie reden, entstehen und vergehen, und das egyptische Volk zur Zeit seines Auftretens in der Geschichte bereits seine feste Gliederung und Ausbildung erlangt hatte, so musste die pharaonische Sprache nicht allein vor Mena dagewesen sein, sondern bereits

damals ihre eigentümliche Vortrefflichkeit dargethan haben. Daraus folgt, dass sie sich auf den ältesten, den ersten Dynastien gleichzeitigen Monumenten schon in der entsprechenden Vollkommenheit zeigt, um als Ausdrucksmittel bei wissenschaftlichen und gelehrten Untersuchungen gedient zu haben.

Quatremère hält sie als eine der chamitischen Stammsprachen mit keiner andern verwandt, und Renan ist mit vielen Egyptologen der Meinung, dass sie sich in ihren Anfängen so mit den einsilbigen Sprachen vermische, dass man sie auch nach ihrer höchsten Entwicklung, wegen der bei ihren Zeit- und Nennwörtern zulässigen Veränderungen, kaum zu den Flexionssprachen rechnen kann. Trotzdem sind in ihrer Grammatik die semitischen Zeichen fast vorherrschend und ihr Wörterbuch enthält viele arischen Wörter. Maspero bemerkt, dass „eine ihrer einfachsten und ältesten Zeitwortswandlungen mit angehängten Fürwörtern, gerade so wie im Hebräischen und Syrischen, gebildet wird, dass die angehängten, wie die unabhängigen Fürwörter durch die gleichen Wurzeln ausgedrückt werden und im Egyptischen dieselbe Rolle wie in den semitischen Sprachen spielen.“ Im Vergleich mit der grammatikalischen Entwicklung, welche die semitischen Sprachen zeigen, befindet sich das Egyptische jedoch grösstenteils in einem zurückgebliebenen Zustande.

Streng und rein während der zehn ersten Dynastien, tritt die egyptische Sprache in der zwölften in ihr goldenes Zeitalter. Sie behauptet noch einige Zeit später ihren Glanz und verliert sich nicht lange nachher als lebende Sprache, dient aber, wie das Sanskrit und Latein, noch weiterhin zu gelehrten Untersuchungen. Von der Volkssprache, die an ihre Stelle trat, stammt das heutige Koptische, das zwischen dem VII. und II. Jahrhundert v. Chr. zu einer sehr bedeutenden Ausbildung gelangte.

Die egyptische Schrift entwickelte sich schon zu Zeiten der Scheschu-hor; ihre Übersetzung ist eine der ausserordentlichsten Kraftproben, durch die sich der menschliche Verstand bethätigte. Young und Champollion mit ihren Nachfolgern in Frankreich, England, Deutschland und sogar in Italien haben, so zu sagen, ein Wunder zu Stande gebracht; denn so kann man es nennen, dass sie den Schlüssel fanden, diese merkwürdige Schrift lesen und übersetzen zu können.

In den ältesten Zeiten malten der Egypter, wie der Chinese, der Amerikaner, der Hittiter, der Mexikaner und die Mayas von Yukatan alle Dinge, die sie ausdrücken wollten. Das erheischte wahre Meisterschaft, viel Zeit und vor Allem grosse Flächen, womit die Alten sehr sparsam waren; aber im Laufe der Zeit änderten sich die Formen, bis sie bei conventionellen Zeichen angelangt waren, die kaum noch an ihren Ursprung erinnern. So ging man durch Übereinkommen von der „hieroglyphischen“ zur „hieratischen“ und von dieser zur „demotischen“ Schrift über, die schräge lief, und leichter auszuführen war.

Trotzdem bestehen drei Schriftformen, die hieroglyphische auf Denkmälern und die hieratische, später demotische Schrift in Büchern und Urkunden von geringerer Bedeutung, so wie es bei uns Druck- und Schreibbuchstaben giebt, von denen diese leichter zu machen sind, jene aber deutlicher und schöner erscheinen.

Die ursprünglichen Hieroglyphen „siang-hing“, Bildzeichen, wie die chinesischen Grammatiker sie nannten, gestatteten nur eine kleine Zahl von Begriffen, und zwar nur materieller Natur, auszudrücken. Schon von allem Anfang war man gezwungen, zur Convention, zum Symbol, zum „bildlichen Tropus“, wie ein französischer Egyptologe sich ausdrückt, seine Zuflucht zu nehmen. So entstand die Begriffschrift; eine nach Maury schwierige Kunst, vielleicht ein Geheimniss, das Vorrecht einiger Wenigen, die zu verstehen fast unmöglich ist, wenn man sich nicht viel damit beschäftigt, zu erforschen, wie diejenigen die Dinge ansahen und darüber dachten, die sich dieser Kunst bedienten.

Innerhalb dieser Grenzen konnte die Schrift in gewissem Sinne von der Lautlehre unabhängig sein, wie die arithmetischen und die Satzzeichen, die arabischen Ziffern und die chinesischen Begriffszeichen, die für Alle dasselbe besagen, obgleich ihre Bedeutung durch eben so viele verschiedene Wörter ausgedrückt wird, wie die Sprachen der Völker verschieden sind, die sich jener Bildzeichen bedienen. Aber da der Mensch schreibt, damit das Geschriebene gelesen wird, so wandelte sich, wie dies Lenormant enträtselt nnd meisterhaft dargelegt hat, die egyptische Schrift in Folge stufenweiser Kraftäusserungen aus der hieroglyphischen in die symbolische und ideographische,

und ging zur Silben- und später zur Buchstabenschrift über; ein wenn auch logischer und natürlicher Fortschritt, der jedoch nur für die ausdauernden Anstrengungen Zeugniss ablegt. Ein so gelehrtes Volk, wie das chinesische, kam nicht über die Begriffsschrift hinaus; die Chaldäer, Assyrier und Meder blieben bei der Silbenschrift stehen. Aber da die Völker nicht leicht auf Ueberlieferungen verzichten, so behielten die Egypter, wenigstens zum Teil, gleichzeitig alle drei Schreibsysteme bei. Sie haben Schriftformen, die einen ganzen Begriff, oder ein Wort ausdrücken; andere entsprechen einem Stimmstoss oder einer Silbe; wieder andere jedem der beiden Faktoren, die eine Silbe bilden, oder einem Konsonanten und einem Vokal. Die Egyptologen zählen 22 alphabetische und 136 sillabische Zeichen. In Folge der Umwandlungen, welche die Schreibkunst durchmachte, blieben einige gleichklingende alphabetische und viele verschieden tönende sillabische Zeichen übrig; um Schwankungen zu vermeiden und den richtigen Laut festzustellen, machten sie eines, oder verschieden klingende Komplemente daraus. Diese Ergänzungen darf man aber nicht mit den bestimmten ideographischen Zeichen verwechseln, die zur Aufklärung des Begriffes dienen und sich, zum Teil besonderer, zum Teil allgemeiner Natur, bis auf 46 belaufen.

Alle diese Einzelheiten der egyptischen Schreibweise, die so lange und beharrliche Arbeiten voraussetzen, waren schon zur Zeit der zweiten Dynastie vorhanden. Wer wollte das hohe Alter der egyptischen Kultur nicht anerkennen? In jenen Tagen, die sich in der Finsterniss der Jahrhunderte verlieren, war schon das „geheimnissvolle“ Alphabet erfunden. Aber, obgleich die Epypter, nach Lucanus, seine wahren Erfinder gewesen, so haben sie es doch nie vervollkommnet. Es verharrte bei ihnen im Keimzustande. Den Phöniziern, die es bei den Egyptern kennen lernten, gebührt der Ruhm, dass sie dasselbe zum alleinigen Schreibsystem entwickelten, und das noch grössere Verdienst, dass sie die fernsten Völker damit bekannt machten.

Es ist hier zu bemerken, dass die Phönizier von Egypten nicht nur die Thatsache der Buchstabenzeichen entlehnten, sondern auch eine ganze Anzahl derselben mehr oder weniger genau nachbildeten. Die Abstammung des phönizischen Alpha-

bets vom egyptischen springt ebenso in die Augen, wie es unverkennbar ist, dass so viele semitische Völker, darunter die Hebräer, sowie die Griechen und Römer, das phönizische annahmen, von welchen es die neulateinischen Nationen überkamen.

Was nun die Zahlzeichen betrifft, so ist es durch Wissemann bekannt worden, dass die Juden von den Egyptern die Ziffern kennen lernten, welche die Araber als indische bezeichneten; diese nahmen dieselben an und brachten sie zu den modernen Völkern, bei denen sie unter dem Namen der arabischen aufkamen.

Es hat wenig Völkerschaften gegeben, die so gern geschrieben hätten, wie die Egypter. Die innern und äussern Mauern der Gebäude, die Seiten der Pyramiden und Säulen, die Sockel der Statuen, die Särge der Mumien, die zu diesem Zwecke hergerichteten Papyrusblätter, Muscheln und selbst Stücke von zerbrochenen Gefässen, kurz. Alles was nur eine glatte Oberfläche darbot, diente ihnen zum Schreiben. Das Ergebniss war eine so durchgearbeitete Sprache, dass sie trotz ihrer eigentümlichen Unbestimmtheit geeignet war, die feinsten Gedankenunterschiede auszudrücken.

So konnte eine anmutige. farbenreiche und so schöne Literatur wie irgend eine entstehen. Schon die ältesten Inschriften verraten die Neigung, die trockene und einfache Mitteilung zu umgehen, indem sie einigen rednerischen Schmuck, ja selbst Züge von wahrhaft schöpferischem Geiste zeigen. Die natürliche Form der Poesie war bei den Egyptern, wie bei allen Völkern, der Vers, und es ist ein Beweis ihrer Gestaltungskraft, dass sie alle Gattungen gepflegt haben. Die Hymnen an die Sonne und den Nil sind Muster von lyrischer Poesie; in Duau-se-Kharda lernt man einen satirischen Schriftsteller von erstem Range kennen; wenn Pentaur sich auch nicht bis zum Heldengedicht emporschwang, so verstand er es doch, sein Gedicht den Forderungen der heroischen Erzählung anzupassen, und sein Lehrer Amon-em-Apt war ein verdienstvoller Briefsteller. Sineh glänzte in seinen „Denkwürdigkeiten“ durch die Anmut seiner Darstellung; Amon-en-ha-t durch die Reinheit seines Stils und die Tiefe der Empfindung, und einige Kapitel aus dem „Totenbuche“ können, was Erfindung und Stärke der Einbildungskraft anbelangt, mit den

berühmtesten Werken wetteifern. Die Hymnen der Pharaonen tragen ein so lyrisches Gepräge, „dass sie in ihrer Pracht fast die Erhabenheit der hebräischen Psalmen an Gedankentiefe und Ausdrucksweise erreichen.“

Die Egypter schrieben Erzählungen und Novellen. und man muss auf die strengen Forschungen eines Brugsch, Maspero, Revillout, Goodwin und Golenischeff, die weitläufig über diesen Gegenstand geschrieben haben, sich verlassen, um zu glauben, dass dieses ernsthafte Volk sich an Geschichten ergötzte, die aus „Tausend und einer Nacht“ geschöpft zu sein scheinen. Einige derselben wurden, wie die Sagen von König Artus und Karl dem Grossen, die Veranlassung, dass man thatsächlich geschichtliche Personen in Helden der Fabel verwandelte.

VIII.

Duau-se-Kharda, der zur Zeit des Amon-en-ha-t lebte, und den viele Redacteure von satirischen Wochenblättern um seine skurrile und scharfe Feder beneiden würden, wenn sie ihn kennen lernten, geht alle Beschäftigungen durch und kommt zu dem Schlusse, dass sie sämmtlich unter der des Schrifttums stehen. Und er hatte Recht, denn nach Maspero öffnete das Studium der Literatur und das Ansehen des Schriftstellers die Thüren zu allen Stellungen, und gestattete, je nach der Fähigkeit, die Übernahme eines Amtes als Priester, General, Steuereinnehmer, Statthalter, Kriegs- und Landbaumeister.

Ein solcher Besitztitel war nichts weniger als leicht zu erwerben. Er erforderte einen langen Schulbesuch, und man bekannte sich allem Anschein nach zu dem Grundsatz: „Der Buchstabe prägt sich durch Blut ein.“ „Du bist für mich“, sagte ein Lehrer zu seinem Zögling, „ein Esel, den man täglich prügeln muss; ein dummer in Sklaverei gekommener Mohr, den man unterrichten muss. Man gewährt dem Geier ein Obdach, man lehrt den Falken fliegen: ich werde einen Mann aus dir machen, kleiner Taugenichts.“ Und einem Anderen legte man die Worte in den Mund: „Wenn du dich eines Tages dem Vergnügen ergibst, wird man dich auspeitschen. Ein

Junge hat seine Lenden, um geprügelt zu werden: die Schläge dienen dazu, seine Aufmerksamkeit zu steigern."

In diesen Schulen, wo der Knabe, wie es scheint, von Morgen bis Abend zubrachte, da die Familie die tägliche Mahlzeit hinschickte, lehrte man lesen und schreiben, und in höheren Schulen, wie in der zu Silsilis, gewiss auch die Anfangsgründe der verschiedenen Wissenszweige nach Textschriften und gelehrten Abhandlungen, die als Richtschnur galten. „Vertiefe dich", sagte Duau-se-Kharda zu einem Sohne Papi, „in das Buch „Quemi", wie Jemand, der unter Wasser taucht." Der Ausfall der Prüfungen in den verschiedenen Studien hatte den Beweis zu erbringen, zu welchem Titel die gezeigte Fähigkeit berechtigte.

Weder Herodot noch Diodor sind der Ansicht, dass diese Gelehrten eine besondere Klasse ausmachten. Trotzdem waren sie immer, und ganz bestimmt während der IV., V. und VI., und später bis zur XV. Dynastie, wie die Maschen eines Netzes über die verschiedenen Gebiete des Reiches verbreitet und bedeuteten Alles, wenn man bedenkt, dass jene bureaukratische Verwaltung sich nur innerhalb eng vorgezeichneter Grenzen bewegen durfte. Später teilten sie mit den Soldaten, der neuen regierenden Klasse, die Herrschaft, bis sie ihnen beim Eintritt des Verfalls wieder allein zufiel.

Auf diese Weise spielten die egyptischen Gelehrten eine ähnliche Rolle, wie die chinesischen Mandarinen. Vielleicht ist nach genauer Erwägung jene bureaukratische Oligarchie welche die Ham-lim, Tsinz, Ku-jin und Siut-sai bildeten, jenen egyptischen Gelehrten Zug für Zug nachgeahmt; denn die Einen, wie die Andern ergänzten sich aus allen Klassen der Gesellschaft, bildeten sich in öffentlichen Schulen, bewiesen durch die Prüfungen ihre Fähigkeit, bildeten eine Hierarchie, deren Grade die Bedeutung des erlangten Wissens bestimmte und dienten, nicht nach eigentlichem Recht, aber als ob sie es allein verstünden, in allen administrativen, politischen und militärischen Ämtern in dem Range, den sie sich bei der Prüfung erworben hatten. Und wenn nach meiner Meinung das Geheimniss des chinesischen Reiches, sowohl den furchtbarsten Einfällen, wie den stärksten Aufständen und selbst dem Fortschritt der Zeit zu widerstehen, in dem Bestande ihrer Gelehrten zu suchen ist, die, stets die Tüchtigsten, weil die Auf-

geklärtesten, immer die herrschende Klasse bilden, warum sollten wir nicht annehmen können, dass Mizraïm seine lange und glückliche Existenz den egyptischen Gelehrten zu verdanken hatte, die eine ähnliche Aufgabe erfüllten?

Der höchste wissenschaftliche Grad bestand nach Lenormant in der richtigen Doktorwürde. Wer dieselbe erlangt hatte, hiess „her-seschta", was wörtlich so viel wie „über den Geheimnissen" bedeutet. Es gab „her-seschta" des Himmels, der Erde, der Bergwerke, der nicht materiellen Dinge, des Schatzes; Doktoren der Astronomie und Astrologie, der Land- und Wasserbaukunst, des Ackerbaues und der Steuern, welche Titel man vielleicht durch besondere Prüfungen erwarb. Auch später wurde das Wissen in Egypten als gewinnbringendes Gewerbe mit Eifer gepflegt und immer hoch geschätzt. Von ihren Priester-Kollegien wusste man Wunder zu erzählen, und Diodor von Sicilien spricht gelegentlich der Beschreibung einer Osirisfeier von einer Bibliothek, über deren Thür die Inschrift: „Arzenei der Seele" hiess, die jedenfalls für den von Champollion aufgefundenen Saal des Ramesseums von Karnak zutreffend ist, welcher unter der Obhut von Tahut, dem Gott der Wissenschaften und Künste und der Göttin Safekh, der Beschützerin der Gelehrsamkeit, stand. Diese Bibliothek bestand in so früher Zeit, dass ein hoher Beamter unter den ersten Monarchen der VI. Dynastie auf seinem Grabmal schon mit dem Titel „Vorstand des Bücherhauses" prahlt.

In Egypten waren jedoch genug Umstände und Beweggründe vorhanden, um der Wissenschaft zu einer so staunenswerten Entwicklung zu verhelfen. Wir würden dieselbe in ihrem ganzen Umfange übersehen können, wenn nicht die „hermetischen Bücher", wie sie die Griechen nannten, oder „die Offenbarungen Tahut's", wie die Egypter glaubten, verschwunden wären. Als das Ergebniss unausgesetzter Forschungen und Jahrhunderte langen Nachdenkens und Studiums enthielten sie unzweifelhaft die Grundelemente der für die Kultur wesentlichsten Kenntnisse. Duncker nimmt 42 Bücher an: 10 vom Oberpriester, handelten von der Theologie und der Gesetzgebung: 10 vom Tempelgelehrten, handelten: das erste von der heiligen Kunst der Schrift; das zweite von der Erdbeschreibung und Weltschöpfung; das dritte und vierte von der Sonne, dem Mond und den Planeten; das fünfte und

sechste von den Beschreibungen Egyptens und des Nils; die andern vier von Massen und Gewichten, Gerätschaften und dem beweglichen wie unbeweglichen Eigentum der Tempel; 10 vom Tempeldiener, welche die Vorschriften für die kirchlichen Gebräuche, für die Art und Weise, Opfer und Erstlinge darzubringen, für die Ordnung bei den Prozessionen, die Unterscheidung reiner von unreinen Opfertieren, endlich Gesänge und Reden enthielten; 2 vom Sänger, enthielten die Hymnen und Betrachtungen über das Leben, welches sich für die Könige geziemt; 4 vom Astrologen, handelten, das erste von den Fixsternen, das zweite und dritte von den Conjunctionen der Sonnen- und Mondbahn, und das vierte von der Stellung der Gestirne; 6 endlich von den Heilkundigen, welche die Grundsätze der Arzeneikunde und die Beschaffenheit und Wirkung der Heilmittel auseinandersetzten; zuletzt war noch von den Frauen die Rede. Einige dieser Bücher ergingen sich auch über die Kunst; denn auch darüber erstreckte sich das Ansehen der Priester.

Man hat die Ansicht ausgesprochen, dass der Inhalt dieser Bücher zum grossen Teil so an das Wunderbare gestreift habe, dass sie, das Evangelium für die Gelehrten des Altertums, auch heute noch ein starkes Licht verbreiten würden, welches uns in dunklen wissenschaftlichen Fragen hell sehen liesse. Ich glaube, dass sie, wenn auch als Archiv des ganzen damaligen Wissens von unschätzbarem Werte, für den wissenschaftlichen Fortschritt von geringem Nutzen sein würden. Als Ergebniss, nicht als Ursache des geistigen Antriebes, bildeten sie ebenfalls einen Teil der egyptischen Bibel, und indem sie von da an geheiligt und jeder Erörterung entrückt waren, galt Wahrheit oder Irrtum als das, was die „Offenbarungen des Tahut“ darüber besonders feststellten. Die wissenschaftliche Forschung verlor ihren ursprünglichen Charakter, sobald sie, wie der an die Scholle gebundene Sklave, einen Bestandteil jener Abhandlungen ausmachte.

Wir wollen jetzt die Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit der egyptischen Kunstschöpfungen und die aus ihnen abgeleiteten Regeln richten, welche nach den einmal hervorgebrachten Werken streng innegehalten werden mussten. Ohne anderes Vorbild als die Natur, die man getreu nachzubilden versuchte, brachte der Genius die Büste im Louvre und

die Statuen des „Scheik-el-beled“ und des „Ka-f-Ra“ zu Stande. Selbst die griechische Bildhauerkunst war zu jener Zeit in solchen Werken nicht viel weiter. Dann kam der Beobachter und Kritiker; er prüfte die Umrisse und Verhältnisse der Arbeiten und leitete daraus die entsprechenden Regeln ab, deren sich der Verfertiger gewiss nicht bewusst gewesen war. Diese Regeln wurden als massgebende und wie es scheint unantastbare und verbindliche Richtschnur aufgestellt, und der Künstler, welcher zu ihrer Befolgung gezwungen war, wurde mangels einer freien Willensäusserung und ohne die Möglichkeit, seinem schöpferischen Vermögen den Zügel schiessen zu lassen, zum blossen Nachahmer herabgewürdigt. Daher rührt die unerträgliche Einförmigkeit der egyptischen Bildhauerei seit der VII. Dynastie, der immer wiederkehrende symbolische Charakter, jener unbegreifliche Parallelismus und ihre Technik, die wahrscheinlich das Ergebniss des Verfahrens war, dass jeder Teil einer Bildsäule von einem andern Künstler gearbeitet wurde. Ja, die egyptische Bildhauerkunst, welche selbst der griechischen zum Vorbilde gedient hatte, verkümmerte, nicht erst in den Zeiten des Verfalls, sondern in den ruhmvollsten des Landes „zu einer Summe von Fertigkeiten, die in den Werkstätten durch Unterricht und Uebung überliefert wurde und zu einer Gewandtheit führte, deren Geschicklichkeit in der Ausführung schätzenswert sein kann, aber niemals in dem Werke einen individuellen Charakter sichtbar werden liess.“

Dieselbe Gesetzmässigkeit zeigte die Architektur. Die Egypter kannten seit den ältesten Zeiten den Bogen und das Gewölbe. Da sie jedoch sehr wenig zur Anwendung kamen, so verleiht die Säule ihren Bauwerken den eigentümlichen Charakter. Als lotrechtes Element gebraucht, auf welchem ein wagerechtes lastet, diente sie später als Stütze des Architravs. Nachdem die Säule geschaffen worden war, wuchs sie und verschönerte sich durch den Gesimskranz, welcher unter den gefälligsten Formen auch die dorische aufwies. Die Holzkonstruktionen zeigten dünne und schlanke Säulen, die in Stein nachgebildet wurden; sie kehrten aber schnell zum anfänglichen Typus zurück. Wenn wir ;die egyptischen Tempel und Paläste aus der besten Zeit bewundern. so kann es nur wegen ihrer Festigkeit trotz des fehlenden Mörtels, der einge-

grabenen Arbeiten und des umständlichen und reichen Schmuckes wegen geschehen, der ihre Wände verziert, nicht aber wegen des dem Plane zu Grunde liegenden Gedankens, der immer armselig und selten originell ist. Die Baukunst der Pharaonen hat also seit dem Augenblicke, wo die Regeln, welche in ihren ersten und schönsten Bauwerken zur Geltung kamen, als unverbrüchlich erklärt wurden, keinen Fort- sondern einen Rückschritt aufzuweisen.

Ausserordentlich waren aber die Fortschritte, welche die Egypter in den exacten Wissenschaften machten. Die Mathematik als Grundlage derselben entwickelte sich, dank dem seit Alters angenommenen Zahlensysteme, in der günstigsten Weise. Es war das decimale, aber es forderte ein verschiedenes Zeichen für jede der Zahlen 1, 10, 100, 1000, 10 000 und 100 000; daneben gebrauchte man in hieratischen und demotischen Urkunden ein anderes, minder schwieriges, das in der Anwendung besonderer Zeichen für die Einheiten von 1—9, ferner je für die Zehner von 10—90 und für die Hunderter von 100—900 u. s. f. bestand. Dieses System ähnelt ziemlich dem chinesischen, welches bei Anwendung der Decimalzahlen für 10 ein besonderes Zeichen fordert. Bei Brüchen bildete immer die Einheit den Zähler. Diese Darlegung möge genügen, um zu verstehen, woher die Griechen und Römer das System für ihre Zahlzeichen entlehnten.

Allerdings, was auch Leon Rodet bestätigt, lernten die Egypter nicht die Vorzüge der Algebra kennen. Aber ohne über die Arithmetik hinauszugehen, stellten sie Lehrsätze für die ebene Trigonometrie, die Körpermessung, ja sogar die Grundsätze für die Kalkulationsrechnung auf und lösten dieselben. Auf diese Art erforschten sie die Geheimnisse der Geometrie, wodurch sie im Stande waren, Pyramiden, Tempel, Paläste und Kanäle zu bauen und den Flächengehalt, sowie die Lage der Ländereien zu messen und zu bestimmen, so oft der Nil in seinem natürlichen Bette dahinfloss.

Ausserdem vermochten sie höchst interessante astronomische Beobachtungen festzustellen und daraus Schlüsse zu ziehen, die zum Teil noch bei der heutigen Wissenschaft in Ansehen stehen. Zu jenen gehört die Bestimmung einer guten Anzahl von Fix- und Wandelsternen; zu diesen die des „Sopt“, des Sothis der Griechen, den wir Sirius nennen und dessen

heliotische Erscheinung den Beginn der Nilüberschwemmung bezeichnete; die Ähnlichkeit der Erde mit den Planeten, welcher ein Antrieb zur Ortsveränderung, wie dem Mars und dem Jupiter, zugeschrieben wurde; die Einteilung des Tages in Morgen und Nacht, jede Hälfte von zwölf Stunden; der Morgen von der sechsten Stunde und die Nacht von derselben Stunde ab gerechnet. Morgen und Nacht wurden wieder in drei Zeitabschnitte von je vier Stunden eingeteilt. Je zehn Tage bildeten eine Dekade; je drei Dekaden einen Monat und je zwölf Monate ein Jahr, das ebenfalls in drei Jahreszeiten geteilt wurde: „schâ", Anfang der Überschwemmung; „pre" Saatzeit und „schemu" der Sommer.

Es ergab sich also das Jahr zu 360 Tagen; aber da man bald bemerkte, dass die Jahreszeiten nicht mit dem entsprechenden Monat zusammenfielen, so suchte man das richtige Verhältniss herzustellen, indem man jedem Jahre „fünf Tage darüber" hinzufügte, welche „die Nachgeborenen" hiessen. Da aber auch jetzt nicht Übereinstimmung eintrat, weil noch ein jährlicher Unterschied von sechs Stunden vorhanden war, so begegnete man demselben, indem man statt 1460, 1461 astronomischer Jahre zählte, worin die Summe der sechs Stunden enthalten ist. So fiel der Jahresanfang mit dem astronomischen und der helischen Erscheinung des Sopt zusammen, weshalb man den langen Zeitraum von 1461 bürgerlichen Jahren die sotische Periode nannte. Da Julius Cäsar die Reform des römischen Kalenders ins Werk setzte, nachdem er einige Monate bei der Kleopatra zugebracht hatte, so bedarf es keiner langen Untersuchung, um zu ergründen, wo er die Zeitmessung kennen lernte, die er einführte und die durch so viele Jahrhunderte massgebend blieb.

Was die Arzeneikunst und ihre Ergänzung, die Heilmittellehre betrifft, welche unter dem Schutze des „J-m-hotpu", des egyptischen Aesculap, stand, so bestätigen die Abhandlungen, welche heutzutage das Gemeingut der Gelehrten sind, die Lobsprüche, die Herodot der Heilkunde und ihren Lehrern zu Mizraïm spendete; ein Lob, welches erkennen liess, dass die Egypter die gesundesten Menschen auf der Welt waren. Trotzdem legten sie ihren fünfzig medizinischen Kräutern, den Salben, Tränken, Umschlägen und Klystieren, deren sie sich als Heilmittel bedienten, denselben Wert, wie ihren Beschwö-

rungen bei. „O Dämon“, musste man ausrufen, um die Wirkung der Brechmittel zu erleichtern, „der du im Leibe des Soundso, dem Sohne des Soundso hausest, o du, dessen Vater „der da die Köpfe abreisst“ benannt ist; der da heisst: Tod; der da heisst: Mann des Todes; der da heisst: in alle Ewigkeit Verfluchter . . .“ Auch die spanischen Bauern glauben nach dem Zeugniss des hochgelehrten Herrera, dass nichts das Wachstum gewisser Pflanzen so befördert, als wenn man während des Säens die grössten Gotteslästerungen, Flüche und unflätigen Worte ausspricht.

Nichtsdestoweniger sammelten sie die ärztlichen Erfahrungen seit so früher Zeit, dass eine derselben dem Ku-fu zugeschrieben wird und eine dem Hesep-ti von der ersten Dynastie, welche während der Regierung des Send von der zweiten Dynastie gefunden worden sein soll. Diese, welche Brugsch und Charbas erforscht haben, ist den Egyptologen unter dem Namen „der medizinische Papyrus zu Berlin“ bekannt. Darin wird die Anwendung ersichtlich, welche sie auf das tierische Leben des Menschen von jenen Gewässern in der Höhe machten, auf welchen die Götter in ewig dauernden, prächtigen und leuchtenden Barken schifften. Der Körper, sagten sie, enthält eine gewisse Anzahl von unsichtbaren Schiffchen, welche die Lebensgeister durch die Blut- und Schlagadern führen, wo sie sich mit dem Blute vermischen, sich durch alle Gliedmassen des Körpers verbreiten und ihm so die Bewegung, das Leben verleihen. Wenn der Tod eintritt, ziehen sich diese Lebensgeister mit der Seele zurück; das Blut gerinnt, die Blut- und Schlagadern entleeren sich und das Tier geht zu Grunde.

IX.

Die Bedeutung der XII. Dynastie bethätigte sich am entschiedensten in dem Streben nach Vergrösserung. Ihr Ruhm verbreitete sich in fernen Ländern, und während eine Menge Abenteurer Egypten verliessen, um ihr Glück zu machen, oder verdienten Strafen zu entgehen, zogen Familien, ja ganze Stämme aus Asien nach Mizraïm, und nicht lange darauf

fand sich Abraham mit seinem Weibe Sara ein. Die Strömung, welche durch die Ein- und Auswandernden entstand, trug die pharaonische Kultur in fremde Länder. Sineh, ein Zeitgenosse von Usor-tesen und Amon-en-ha-t I., erzählt in seinen höchst merkwürdigen „Erinnerungen“, dass ein Häuptling jener Barbaren, als er nach Edom kam, zu ihm sagte: „Bleib bei mir, hier kannst Du egyptisch sprechen hören.“

Die Herrschaft einer Frau, Sevek-nofriu, schloss die XII. Dynastie ab, wie es mit der VI. unter Nit-acrit geschehen war. Indem sich das Gesetz erfüllte, dass jede Periode der Grösse auch den Keim zum Verfall zeitigt, so war gerade die Wohlfahrt, zu welcher so viele Städte, vorzugsweise im Delta, wie Mendes, Sais, Bubastis und Tanis gelangten, die Ursache, dass Theben das Ansehen als Hauptstadt verlor, und jener Feudalismus, der die Quelle so vieler Uebel ist, neue Kraft gewann. Trotzdem hielt die XIII. Dynastie, obgleich durch die häufigen Unterbrechungen der direkten Thronfolge stark erschüttert, die vergangene Grösse, wenn auch nicht durchweg, aufrecht. Unter der XIV. Dynastie wurde der Verfall beschleunigt. Xoïs, das in der Mitte des Delta lag, scheint zur Hauptstadt jener Dynastie erhoben worden zu sein. Die Bande lockerten sich, welche die nationale Einheit ermöglicht hatten, und Egypten war wieder einmal das Opfer des Bürgerkrieges. Die Vermischung der Völkerschaften und Rassen, welche während der XII. Dynastie so lebhaft gewesen war, erlitt einen Stillstand.

Indessen vollzog sich in Vorderasien eine furchtbare Revolution. Die vereinigten Stämme der Turanier und Kuschiten errichteten östlich vom Tigris Susa und das Königreich Elam, und aus der Verbindung der selbstständigen Völkerschaften von Sumir und Accad entstand westlich Chaldäa, die Grundlage dieser mächtigen Civilisation. Babylon erhob sich; unternehmende Soldatenherrscher folgten einander, und das chaldäische Reich gelangte zu einer gewaltigen Stellung. Trotzdem vermochte Babylon nicht, den nationalen Geist der besiegten Völker zu unterjochen. Die eiserne Kette, womit es dieselben fesselte, zerbricht, und ein Einfall der Elamiter machte dreiundzwanzig Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung dem ersten chaldäischen Reich ein Ende.

Der Fall desselben rief unter vielen Völkern eine starke Bewegung hervor, die teils vor den neuen Herrschern flohen,

teils das von jenen verlassene Land einzunehmen strebten. Unter ihnen sahen sich die Kuschiten, die von den Mündungen des Persischen Golfs bis in die Umgegend von Babylon gekommen waren, zur Auswanderung genötigt. Sie wendeten sich nach Syrien und zogen von da nach Egypten herab, als dort gerade die Unordnung und Schwäche jede nationale Vertheidigung unmöglich machten. Ein Teil derselben, die „satiu“, Bogenschützen, zogen als bewaffnete Vorhut einher, um die Strasse frei zu machen, und der andere Teil „mentiu“, die Hirten, folgten und führten die Herden, den ganzen Reichtum eines Nomadenvolkes, mit sich.

Das waren die berüchtigten Hyk-sos, Räuber und Plünderer, die von den Egyptern als verflucht, verpestet und aussätzig bezeichnet wurden. Shalit oder Salatis befehligte sie, und da er den Süden nicht zu fürchten hatte, beherrschte er Unteregypten. Er stellte daselbst eine geordnete Regierung her, teilte das Land ein, erhob Auflagen und errichtete, um die Grenze von Asien abzusperren, das befestigte Lager Hauar; Avaris, das 240 000 Menschen gefasst haben soll. Dort wurden jene vorzüglichen Soldaten ausgebildet, die es ermöglichten, die Asiaten in Schranken zu halten, sowie die Eroberung des ganzen Landes fortzusetzen und zu einem glücklichen Ende zu führen. Eine harte und schwierige Arbeit, die eine zweihundertjährige Anstrengung und das ganze Aufgebot von Tapferkeit und Erfahrung des Hyk-so Asés erforderte, um über Theben zu triumphieren. Er besiegelte damit das Ende der XVI. Dynastie und begründete eine neue, indem die Herren von Unteregypten in Memphis ihre Residenz aufschlugen.

Es erging den Hyk-sos ebenso wie den Westgoten in Spanien und den Mandschu's in China: die Sieger wurden durch die vorgeschrittene Kultur der Besiegten besiegt. Darum hielten die XVI. und XVII. Dynastie, welche die Hyk-sos bildeten, in keiner Weise den Gang der pharaonischen Kultur auf . . . Zur XVI. Dynastie musste jener Afobis, unzweifelhaft Aa-quenen-Ra--Apapi,*) gehören, unter dessen Regierung und königlichem Schutze die zahlreichen Abkömmlinge von Abraham, Isaac und Jacob zwischen dem sabenitischen Arm des Stromes und dem Lande Gosen sich ansiedelten. Die Israeliten waren übrigens gewiss nicht die ein-

*) Aa-user-Ra?

zigen Einwanderer; denn so viele asiatische Völkerschaften waren mit ihnen verwandt, und es sagte jenen Herrschern zu, alle jene fremden Nationen als Schutzwehr gegen die Besiegten mit ihren Unterthanen zu vermischen. Deshalb nahmen sie dieselben auf und behandelten sie mit der Rücksicht, wie dies die hohen Aemter andeuten, die dem Joseph zugeschrieben werden.

Die starken Eroberer Unteregyptens scheinen nicht den Ehrgeiz gehabt zu haben, über Fayum hinaus zu herrschen. Obwohl die Feudalherren Oberegyptens und der König von Theben die oberherrliche Gewalt des Hyk-so-Fürsten anerkennen und einen beträchtlichen Tribut zahlen mussten, so erfreuten sie sich doch sonst einer vollständigen Unabhängigkeit. So standen die Dinge, als Apapi, welcher in Memphis residierte, während Ra-socnum-Ta-aá I. *) in Theben regierte, voll Eifer seinem Nationalgott Sutekh einen prächtigen Tempel errichtete und von dem Theberfürsten verlangte, dass er diesen anbeten sollte. Dem stand aber die religiöse Empfindung der Egypter entgegen, und da Ta-aá I. sich an die Spitze des Widerstandes stellte und den Titel „Suten“, König, annahm, wurde er der Gründer der XVII. Dynastie und liess es zum Kriege kommen.

In diesem schlugen sich die Egypter, wie unsere Vorfahren im Mittelalter, für Gott und Vaterland. Es muss ein heftiger, blutiger und hundertjähriger Kampf gewesen sein. Aber wenn er auch nicht immer günstig für die Egypter ausfiel, so fuhren doch Ta-aá I. und seine Nachfolger fort, die Hyk-sos aufzurollen, bis sie dieselben in dem befestigten Lager von Ha-uar einschlossen. Hier zog sich die Verteidigung sehr in die Länge. Ah-més, der Sohn und Nachfolger des Ka-més, der sich vor die Notwendigkeit einer äussersten Kraftanstrengung gestellt sah und eine äthiopische Prinzessin geheiratet hatte, belagerte mit 480 000 Äthiopen jenes furchtbare Bollwerk und nahm es ein. Es war der Sammelplatz von 240 000 Menschen gewesen, die jetzt mit kriegerischen Ehren abzogen. Als einzige Bedingung war der Auszug aus Egypten verlangt worden. Sie erfüllten dieselbe, aber da sie in Judäa so lange ausruhten, dass sie den Verdacht erregten,

*) Ra-se-kenen od. Sokumri.

sie hätten die Absicht, wieder umzukehren, so setzten ihnen die Soldaten des Ah-més nach, zertreuten und zwangen sie, weiter zu ziehen.

Aber nicht alle Hyk-sos zogen aus Egypten Es gab ihrer viele, die ihre Ländereien, ihr Haus, ihre Familie nicht verlassen wollten. Mit ihnen blieben syrische und israelitische Stämme zurück. denen sie Gastfreundschaft gewährt hatten. Als aber die Egypter wieder die herrschende Stellung einnahmen, galten jene Asiaten als fremde Eindringlinge, und wenn man sie auf ihren Besitzungen beliess, so geschah dies nur in der Eigenschaft von Kolonisten, die zu harten, persönlichen Leistungen und zur Zahlung von drückenden Auflagen angehalten wurden. Ihre Lage hatte sich also vollständig verändert.

Der lange und hartnäckige Kampf um die Wiedereroberung blieb nicht ohne Einfluss auf den eigentümlichen Charakter der Egypter. Die männliche Jugend hatte eine kriegerische Lebensweise angenommen; ermutigt durch den Erfolg und verlockt durch die Stellungen und Belohnungen, die zu erlangen waren, forderten Führer und Soldaten mit lauter Stimme den Krieg und drückten der XVIII. Dynastie den Stempel einer Eroberungs-Politik auf. Mit ihr beginnt für Egypten thatsächlich eine neue Zeitrechnung und neue Abschnitte eröffnen sich in den Schicksalen der alten Völker: „die geographische Abrundung war erreicht und die Weltgeschichte nahm ihren Anfang.“

Die Pharaonen der XVIII., XIX. und XX. Dynastie herrschten thatsächlich in der ganzen, damals bekannten Welt. Ah-més, den seine Landsleute als einen Gott ansahen, nachdem sie ihn zum Haupt der XVIII. Dynastie gemacht hatten, eröffnete ihnen den Weg mit seinem Zuge nach Asien und der Eroberung Nubiens, wo die pharaonische Kultur rasch Wurzel fasste und sich ausbreitete. Amon-hotpu I., der von der schwarzen Königin Nofri-t-ari mit Ah-més gezeugt wurde, eroberte Palästina und den Sudan. Thut-més I., sein Sohn, fügte noch Syrien und Mesopotamien hinzu. Der verwerflichen pharaonischen Sitte gemäss verheiratete er seine Tochter Hat-t-schepu mit ihrem Bruder Tahut-més II., und als dieser ohne Nachfolger starb, regierte seine Witwe unter dem Titel einer Vormünderin ihres jüngeren Bruders Tahut-més III. Ein

Mannweib von hohem Mute, leitete sie persönlich eine Unternehmung zur See nach Punt oder Yemen, welches Land damals zur pharaonischen Monarchie gehörte. Als Tahut-més III., der seine Lehrjahre als Vicekönig von Äthiopien, dem Amt des jeweiligen Thronfolgers, bestanden hatte, herangewachsen war, bewies er sich als ein so fähiger Regent, dass Ordnung, Wohlfahrt und Zufriedenheit im Lande herrschten, und als ein so tapferer und glücklicher Feldherr, dass seine Zeitgenossen von ihm sagten, „er stelle die Grenzen seiner Staaten da fest, wo es ihm beliebe“.

„Die Herrschaft der Egypter war von derjenigen moderner Völker gänzlich verschieden“, sagt eine der Zierden unserer Universität, der hochgelehrte Geschichtsforscher Sales y Ferré, „die Pharaonen liessen den eroberten Städten ihre religiöse, politische, wie administrative Selbständigkeit, ja sogar ihre Könige, die ungehindert Kriege führen, Allianzen eingehen und Frieden schliessen konnten. Sie mussten nur den Huldigungseid leisten, Abgaben zahlen und ihren Herren freien Durchzug durch ihre Ländereien gestatten, während sie dieselben ihren Feinden verschliessen mussten.“ Deshalb waren die Aufstände so häufig und der Tod eines Königs nötigte fast immer seinen Nachfolger, eine früher gemachte Eroberung zu erneuern. Tahut-més III. befand sich in derselben Notwendigkeit. Seine Schwester hatte sich so thatkräftig gezeigt, dass man glaubte, ihr Nachfolger würde es nicht in gleicher Weise sein. Die Aufrührer täuschten sich; Tahut-més unterjochte sie und dehnte sogar seine Unternehmungen in Afrika und Asien und einen grossen Teil derselben am mittelländischen und roten Meere bis zu Landstrichen aus, die seine tapfern Vorfahren nie erreicht hatten. Auf diese Weise errichtete er ein so grosses Reich, dass in demselben die Menge von Stämmen und Völkerschaften im Osten vom persischen Meer und dem Tigris, im Norden von dem armenischen Gebirge und dem Taurus, im Süden durch das Kap von Arómatas und im Westen durch die Inseln und östlichen Küstenländer des mittelländischen Meeres begrenzt war. Die Äthiopen und Libyer in Afrika; die Scha-su oder Amalekiter in Asien, ein Geschlechtsname, der den Edomitern, Idumäern und Medianitern gemeinsam eignete; die Sati auf der Halbinsel des Sinai; die Nehschu, Mabunu, Setehbu und Heras-tum im Hedschas; die

Kananiter, zwischen denen noch Nachkommen der alten Enakiten und Horiten lebten, von welchen die Edomiter abstammten, während jene Nachkömmlinge der Rephaiten. Zonzomiten, Zuziten und Emiten in Palästina waren; die Stämme von terahitischem Blute, von Ammon, Moab, Edom im Osten und Süden des toten Meeres; die seefahrenden Kananiter in Phönizien am mittelländischen Meere, welches Land von ihnen den Namen hatte, und weiter oben die ackerbauenden Kananiter; dann ihre Grenznachbarn, an einer Seite die Rotenu, die bis nach Kleinasien hinauf wohnten und die Cheta, die sich bis an den Euphrat ausdehnten und mit den Rotenu unermessliche Verbindungen der verschiedensten Völkerschaften darstellten: sie Alle anerkannten die Herrschaft des Bruders der Ha-t-schepu und empfanden mächtig den pharaonischen Einfluss, der mit Gewalt in die Länder getragen, durch Zwang eingesetzt und durch die fortdauernden Durchzüge der egyptischen Soldaten aufrecht erhalten wurde.

So entstanden zwischen den beherrschten Völkern und Kemi-t so vielfache und enge Beziehungen, dass der alte nationale Charakter der verschiedenen Völker verschwand. Amon-hotpu IV, der durch drei Regierungen von Tahut-més III. getrennt war, bewirkte einen religiösen Umsturz von grosser Tragweite. Fast schwachsinnig und unter dem Einfluss seiner Mutter Tii stehend, die eine Ausländerin, vielleicht eine Jüdin war, liess er einen neuen Gott, Aten oder Adon, die Sonnenscheibe, ausrufen, und setzte einen neuen entsprechenden Kultus ein. Das altreligiöse Gefühl der Pharaonen empörte sich, es entspann sich ein heftiger Kampf, den Hor-em-heb, ein Verwandter der königlichen Familie, beendigte. Seine Regierung bedeutete den Triumph der alten, strenggläubigen Priesterpartei.

Mit Hor-em-heb war die XVIII. Dynastie zu Ende. Ra-mes-su I., welcher die folgende begann und zu einer in Egypten zurückgebliebenen Familie der alten Hyk-sos gehörte, führte wieder den Sutekh-Kultus, den Gott des Apapi ein. Obgleich sein Nachfolger Seti (dessen Sohn Ra-mes-su II., oder Sesostris der Grosse, sich wieder dem alten Glauben zuwandte) es nicht hindern konnte, dass frühere Eroberungen wieder in Verfall gerieten, wollte er doch mit den Triumphzügen Tahut-més III. wetteifern, sah sich aber nach langwierigen Kriegen mit den

Cheta's genötigt, mit ihnen auf dem Fusse der Gleichheit zu verhandeln und schloss mit ihrem Könige Saplul ein Freundschaftsbündniss. Ra-mes-su II., in dessen Person alle egyptische Grösse und zwar nicht unverdient sich zu vereinigen schien, führte einen langen Feldzug mit den Geten, welche damals schon mit den kleinasiatischen Völkerschaften verbündet waren und bestätigte den von seinem Vater unterzeichneten Frieden. Als Unterpfand desselben heiratete Ra-mes-su II. die älteste Tochter des Königs Chetasira, und dieser besuchte ihn in seiner Residenz zu Theben. Auf diese Art wurden der asiatischen Kultur die Thore Egyptens geöffnet und in den pharaonischen Tempeln eine Menge von syrisch-phönizischen Gottheiten aufgestellt, und wie Maspero sagt: „es kam der Gebrauch der syrischen Dialekte in die Mode und es trat bei der vornehmen Welt und den Gebildeten die Vorliebe zu Tage, die Sprache mit ausländischen Redensarten zu verzieren. Es zeigte nicht von gutem Geschmack, in einem Hause „pa“, statt in einem „quiriath“ zu wohnen; oder eine Thür „ro“ statt „raa“ zu nennen; oder sich mit der Harfe „bent“, statt mit dem „kinnor“ zu begleiten. Die Besiegten leisteten dem Pharao statt der Huldigung „aan“ einen „schalam“ und die Soldaten marschierten nicht nach Belieben, sondern nach dem Schall des „tupar“, Trommel. Mangelte der egyptische Laut, um einen Gegenstand zu benennen, so verstümmelte man lieber das egyptische Wort, um demselben wenigstens einen asiatischen Anstrich zu geben. Statt „khabes“, Licht, „sensch“, Thür, schrieb man „khabusá“ und „saneschau“. Egypten beherbergte nicht mehr das ernste Volk, das eifersüchtig auf seine Kultur, vor jedem fremden Einfluss bewahrt und stolz auf seinen hohen Rang war. Trotzdem streifte seine Grösse noch an das Wunderbare, und Künste und Wissenschaften strahlten im hellsten Lichte.

Nach dem Tode des Ra-mes-su II. begann eine neue Verfallszeit, die letzte. Obwohl sein Sohn und Nachfolger Mi-n-Phtah*) noch glücklich der Gefahr entging, musste er doch die Schmach erleben, Egypten von Libyern und Pelasgern überschwemmt zu sehen, die vereinigt erschienen und denen die „turscha“ oder Tyrrhener vorangingen. Sie zogen unter

*) Mer-en?

dem Befehl von Mermain*), König der „lebu“ oder Libyer mit Weibern, Kindern und ihrer ganzen Habe daher. Als Mi-n-Phtah starb, war sofort die Anarchie da. Während derselben, die lange andauerte, erfuhr Egypten ein ähnliches Unglück, wie ihn jener Fehler hervorrief, den Richelieu als den grössten bezeichnete, den ein Monarch begehen könne; nur dass er bei einem spanischen König, der ihn mit offenbarer Gewalt herbeiführte, tadelnswerter erscheint, als bei dem Egypter, der es zu verhindern suchte. Die Israeliten, welche von Schützlingen der Hirten zu Sklaven herabgesunken waren, machten sich die Zeit der Missregierung zu Nutze und unter der Führung von Moses, der schon „eruditus omni sapientia aegyptiorum, potens in verbis et in operibus suis“ war, zogen sie aus Egypten. Aber die Israeliten waren, wie die spanischen Mauren, nach Anzahl und Arbeitsamkeit das Mark der Landeswohlfahrt gewesen.

Unter Ra-mes-su III., dem Gründer der XX. Dynastie, dessen Auftreten die pharaonische Chronologie um 1311 angibt, wird dem Verfall Einhalt gethan. Ra-mes-su III. erneuerte einen grossen Theil der Eroberungen von Amon-hotpu und Tahut-més und warf eine beträchtliche Anzahl von Libyern nach der westlichen Seite des Delta, wo sie sich niederliessen. Trotzdem machten mittelländische Völker einen neuen Einfall. Der Pharao besiegte sie; aber da sie ihr ganzes Besitztum mit sich führten, weil sie sich eine neue Heimat suchen wollten, so siedelte er sie zwischen dem Nil und Yapho an, wo sie die Völkerschaft der Philistäer bildeten. Bald darauf fiel eine ungeheure Menge Libyer von der östlichen Seite in Egypten ein. Ra-mes-su besiegte sie, aber er machte so viele Gefangene, dass er ihnen im Delta Ländereien mit der Verpflichtung anwies, ihm Kriegsdienste zu leisten.

Unter dem Regimente dieses Pharao, der in Zerrbildern verspottet wurde und durch Palastverschwörungen zu leiden hatte, trat die Sittenverderbniss zu Tage, die von dem Augenblicke in Egypten Eingang fand, wo es mit Asien in enge Beziehung getreten war. Die mühelos erworbenen Reichtümer, der Hochmut des Siegers und der Aussatz der Sklaverei, besonders wenn er auf Kulturvölker zurückfällt, beförderten den

*) Marvi?

Luxus, die Laster, die Vergnügungssucht und sinnlichen Gelüste. So also sah es in Unteregypten aus

In dieser Erniedrigung und beklagenswerten Verwirrung wendeten aufgeklärte wie voreingenommene Geister den Blick in die Vergangenheit zurück. Indem sie so viele Neuerungen in den Sitten, im Glauben, in den Einrichtungen, in der Sprache, kurz in Allem wahrnahmen, sahen sie dieselben nicht als geschichtliche Folgen, sondern als die Ursachen jener Unglücksfälle, die sie deshalb verwünschten und verfluchten. Es entstand der Vorsatz, die Vergangenheit zurückzuführen und unter dieser Parole sammelte sich bald eine Partei. Als Vertreterin des Gewesenen räumte sie die erste Stelle den Priestern ein, die zwar nie eine besondere Kaste als Klasse bildeten, aber doch eine unumschränkte Macht ausübten, und aus ihren Reihen die Gelehrten und Priester hervorgehen liessen. Das Priestertum besass damals eine ungeheure Macht. In ganz Egypten war es anerkannt, dass alle administrative, bürgerliche und militärische Gewalt in ihr ruhe, und daher war das priesterliche Ansehen in allen Bezirken (Nomen) geehrt. Der Oberpriester zu Theben erschien als der Papst der pharaonischen Kirche. Dazu kam noch, dass die Priester den Platz der kriegerischen Monarchen einnahmen, wenn diese ihre religiösen Pflichten vernachlässigten. Auf diese Weise waren sie die Herren in den meisten Regierungsämtern und nahmen an der Seite jener Pharaonen in der Verfallzeit eine ähnliche Stellung ein, wie die Hausmeister in der Pfalz bei den schwachen Merowingern. Noch ein Schritt und es war ein Pipin da, welcher fragte, ob derjenige der wirkliche Monarch sei, welcher den Titel trage, oder der, welcher die Macht ausübe.

Her-hor, den Oberpriester des Ammon, trifft die Verantwortlichkeit, diese letzte Folgerung aus jenem priesterlichen Regimente gezogen zu haben. Ueberaus ehrgeizig und ohne die Verwegenheit seines Unternehmens zu ermessen, entsetzte er Ra-mes-su XIII. des Thrones und erklärte sich als König. Die Theokratie trug den Sieg davon, und ein Priester wurde Pharao. Aber diese Herrlichkeit war von kurzer Dauer und das geistliche Regiment endete mit Her-Hor. Trotzdem war es von grossem Nutzen; denn nachdem die Ursachen der Unzufriedenheit erkannt waren, wurde der Gesetzlosigkeit, der Misswirtschaft und den brudermörderischen Kämpfen Einhalt

gethan. Das Ansehen des Staates war aber dahin und die asiatischen Provinzen warfen das Joch der Botmässigkeit ab. Egypten blieb innerhalb seiner natürlichen Grenzen; der innerliche Verfall war jedoch schon soweit gediehen, dass Alles, aber auch Alles dahinsank, was die pharaonische Grösse ausgemacht hatte. „Ra, der mit seiner Faust die Ewigkeit umspannt und in dessen Schutz die Erde ruht", teilte nun die Verehrung des Volkes mit „Bes", einer seltsamen Gottheit der Lust, des Tanzes und Putzes. Die Priesterkollegien öffneten sich den Ausländern; der „dumme Neger" und der „gemeine Asiat" drängten sich auf, und der Kultus entartete. Die Kunst verschwindet, denn die priesterliche Symbolik entnervte den Künstler. Die Sittenverderbniss stieg in dem Masse, wie alle Tugenden in Vergessenheit gerieten. Mit dem nationalen Leben war es in Kemi-t zu Ende. Und Alles das, der Abschluss einer rühmlichen Geschichte von vier Jahrtausenden, ereignete sich zu einer Zeit, als die Israeliten noch nicht einmal daran dachten, ein Reich zu gründen. Mit welchem Rechte konnten also die egyptischen Priester zu Solon sagen: „Ihr Griechen seid von gestern!"

Das Ansehen von Mizraïm war so gesunken, dass bald die Äthioper einen Einfall unter dem Anschein eines freundschaftlichen Besuches machten; ungefähr so, wie dies in Spanien mit den hunderttausend Söhnen des heiligen Ludwig der Fall war. Später wurde es von Assyriern, Persern und Griechen erobert; dieselben hatten dort eine Art von Oberherrschaft eingerichtet, die sich nicht viel von der unterscheiden dürfte, die allem Anschein nach in unsern Tagen dort beabsichtigt wird.

Aber auch in diesen spätesten Zeiten durchfuhren die Bewohner von Mizraïm noch ferne Meere, verbanden das rote mit dem mittelländischen durch einen Kanal, der in den Nil mündete, und sahen Alexandrien, das Wissens-Archiv der alten Welt und den Hauptstapelplatz für den Handel zwischen Ost- und West, emporblühen. Und als der Augenblick gekommen war, in dem Rom seine Hand nach Egypten ausstreckte, verstand dieses Land es noch, einen Cäsar und Mark Anton mit seinem Zauber zu berücken und gleich seiner letzten Königin, der schönen Kleopatra, mit Anstand unterzugehen.

Seit dem Anfang der XXI. Dynastie begann Egypten,

wenn auch immer unter der strengen Aufsicht des Har-m-akhuti, einzuschlafen. Aber was will das für die Welt und den allgemeinen Fortschritt besagen! Wenn das pharaonische Egypten nicht mehr im Nilthale zu finden ist, so sehen wir es dagegen über die ganze Erde verbreitet. Und wenn ein Geist, wie ihn die Priesterkollegien in der Erinnerung pflegten, schon so gross ist, so erscheint er doch noch grösser bei dem Gedanken, dass er die Sitten, Einrichtungen und Glaubenschaften so vieler Völker gebildet hat.

X.

Aus dem bisher Gesagten erhellt wohl hinlänglich, wie ausserordentlich gross und unschätzbar das Material ist, welches die Forschungen unserer Zeit aus der pharaonischen Geschichte zusammengetragen haben. Cantú zweifelte noch an einem lohnenden Ergebnisse, als schon Young, die beiden Champollion, Salvolini, Lepsius und so viele Andere vor ihm in dieser Richtung thätig gewesen waren; aber die Methode, die alte Geschichte zu betrachten, hat sich verändert und in Folge dessen die gesammte Geschichtswissenschaft.

Die Behauptungen des Vaters der katholischen Geschichtsphilosophie galten angesichts des biblischen Berichts, dem er blindlings folgte, und der vereinzelten, unerweislichen und ungewöhnlichen Thatsachen, welche die Profangeschichte ausmachen, mit Recht als Glaubensartikel. Er betrachtete dieselbe, obgleich unabhängig von der Kirchengeschichte, als eine grosse Episode, die sich daraus erklärte, weil „Gott sich der orientalischen Reiche bediente, damit das israelitische Volk seine hohe, ihm übertragene Bestimmung erfülle". Es springt unbestreitbar in die Augen, dass in den historischen Büchern des alten Testamentes nur von einigen weissen Rassen die Rede ist. Wie hätte man auch die biblischen Legenden nicht als den einzigen und Hauptgegenstand betrachten sollen, der den ganzen Zeitrahmen vor Cyrus auszufüllen hatte? Welch anderer Wert war der Geschichte nichtisraelitischer Völker beizulegen, als der, zur Ausschmückung und gelegentlichen Erläuterung zu dienen, die eben so gut fehlen könnte?

Diese Anschauung lässt sich heutzutage nicht mehr aufrecht halten.

Die herkömmliche Erzählungsweise, die mit dem biblischen Adam begann, dann auf die Erzväter, auf Noah, Abraham. Joseph und Moses zu sprechen kam und ohne inneren Zusammenhang mit dem Erzählten hie und da dürftige Bemerkungen über Egypten, Chaldäa, Assyrien, Persien und Indien einstreute, ist von einer gänzlich umgestalteten Methode abgelöst worden.

Man darf die Weltgeschichte nicht mehr mit Israel anfangen lassen, noch die Geschichte der übrigen orientalischen Völker vereinzelt studieren wollen; denn die Hebräer waren nicht zuerst da, und die orientalischen Völker lebten, nachdem sie einmal Staaten gebildet, keineswegs in strenger Abgeschlossenheit, sondern in engen und fortdauernden Beziehungen. In Betreff des Alters scheinen die Egypter den Vorrang beanspruchen zu dürfen. Nach ihnen möchten die Chaldäer folgen, zu denen die Egypter später mit ihren Waffen und ihrem Einfluss kamen; hierauf die Kananiter, von denen die Syrer und Phönizier abstammen. Indessen wuchs in Egypten das Volk Israel heran und wandte sich von dort in das ihm verheissene Land, Chaldäa richtete sich wieder auf, und darnach entsteht Assyrien, das sich bis an die Grenzen Indiens ausdehnt. Aus den Ruinen Assyriens blüht das medische Reich empor, über dem sich das persische erhebt, welches fast die ganze damals bekannte orientalische Welt an seinen Siegeswagen fesselt. Nur Arabien machte eine Ausnahme, obwohl es, wie so viele andere Völker, die keine besondere Aufgabe zu erfüllen hatten, seine moralische Macht anerkennen musste.

Von allen diesen Reichen hat man aber hinlängliche Kenntnis, um mit Bestimmtheit anzunehmen, dass ihre Geschicke nicht die erste Epoche eines Staates, sondern eine ganze Welt, eine ganze Geschichte zu bedeuten haben. Aber wenn auch diese Staaten auf einander folgten, so war ihre Verschmelzung doch nicht so innig, dass sie eine Einheit gebildet, oder einen durchweg gemeinsamen Charakter gezeigt hätten. Zwischen Egypten und China bildet sich ein Mittelpunkt der Humanität. Wenn man diese Länder unter einem Gesichtspunkt zusammenfassen will, so erscheint es mir als

eine ausserordentliche Vermessenheit, den Orient als die These, Griechenland als die Antithese und Rom als die Synthese darstellen zu wollen. Griechenland konnte die Vorgängerin von Rom sein; die für die Ausbreitung des Christentums unumgängliche Herrschaft und die darauf folgenden Einrichtungen des Mittelalters, aus denen die modernen Nationen hervorgingen, beginnt mit jener wunderbaren gleichzeitigen Civilisation, die uns den Zweifel aufdrängt, ob die neueste Zeit die Ergänzung bilden wird. Wie kann man aber behaupten, dass man schon ein ähnliches Gesetz in den Reichen der alten Welt aufgefunden hat?

Und trotzdem ist ein solches Gesetz vorhanden. Vielleicht wurde diese Ansicht nur darum nicht geteilt, weil man es nicht genügend erwog, dass jede Rasse nur einen Teil des Endzwecks der Menschheit zu erreichen berufen war. Die Äthioper, Mongolen und Kaukasier streben zweifellos nach demselben Ideale; aber sie sehen es und kommen demselben nur unter einem bestimmten Gesichtspunkte nahe, so dass die Arbeit der Einen beginnt, wo die Anderen aufgehört haben; denn wenn auch alle Menschen in gleicher Weise vervollkommnungsfähig sind, so besitzen sie doch nicht dieselben Fähigkeiten und können demzufolge nicht ein und dieselbe Aufgabe ösen. Vielleicht war die Arbeit der äthiopischen Rasse gelthan, als jene braunen Völkerschaften, ihre Geschlechtsverwandten, dieselben aufnahmen, welche in verschiedenen Gegenden Asiens und Europa's so viele Spuren zurückliessen und als deren Ergebniss durch natürliche Zuchtwahl wir jene Berbern zu betrachten haben, von denen die Egypter abstammten. Diese reichen die Hand den Chaldäern, welche in der Geschichte soviel wie die Semiten bedeuten. Semiten und Asier vermischen sich in Medien; die letzteren gewinnen die Oberhand und es entsteht Persien, das die ganze orientalische Welt beherrschend, die verschiedensten asiatischen Völkerschaften mit einander und mit arischem Blute in Berührung bringt, wie es auch Alexander später machte, der bei der Niederwerfung des Persischen Reiches eine noch grössere Vereinigung im Auge hatte: die Einheit des Orients und Occidents. Ein Theil der Arier breitete sich gegen Osten aus, wo sie in Indien den Brahmanismus und Buddhismus erzeugten, während ein anderer Teil in Baktrien blieb, von wo Zoroaster und

später Cyrus und Darius hervorgingen. Diese Arier zogen von Vorder- nach Kleinasien, später nach Griechenland, Rom und dem übrigen Europa. um nach der Schöpfung bewunderungswürdiger Civilisation auf's neue mit den Semiten zusammen zu treffen, in deren Mitte die göttliche Gestalt von Christus und Jahrhunderte später die von Mohamet erscheint. Indessen lebte China, fern von jeder Berührung mit Äthiopen und Kaukasiern, gleichmässig dahin. Tauglicher für die Kultur, wie ihre Brüder der gelben Rasse, vereinigte es eine Menge mongolischer Völkerschaften und gründete mit ihnen ein selbständiges Reich, das sich gemäss seiner besonderen, ihm ausschliesslich eigentümlichen Gesetze entwickelte. Es schuf eine erstaunenswerte Civilisation, an deren Spitze Fo-hi, Lao-tseu und Konfuzius stehen. Es zeigte sich auf diese Weise seinen Brüdern, den Hunnen Attila's, den Mongolen Dschingiskhan's, den Türken Mohamet's und den anderen Tataren überlegen, und wenn auch nicht zufrieden und einig, so war es doch im Stande. Jahrtausende vergehen zu lassen, ohne auch nur die Absicht zu zeigen, seinen stoischen Gleichmut abschütteln zu wollen.

Die Weltgeschichte hat also Egypten viel zu danken. Durch seine Beziehungen, die Folge seiner Eroberungen, war es überall früher als Griechenland bekannt geworden, und durch die Herrlichkeit seiner Civilisation flösste es den verschiedenen Völkern Achtung ein. Egypten wurde im ersten Abschnitt der alten Geschichte das, was Griechenland im zweiten und Rom im dritten waren: der grosse Erzieher, welcher die erste Stelle auf dem Wege der immer voranschreitenden Menschheit einnahm. Es gab damals kein Land und keine Rasse, denen es nicht die wertvollsten Elemente zur Kultur geliefert hätte. Wenn auch die modernen Völker von den alten mächtig beeinflusst wurden, so schulden doch alle Egypten die erste Grundlage. Unsere jetzigen romanischen und germanischen Kulturnationen dürften nicht einen Tropfen egyptischen Blutes in ihren Adern haben, aber wenn sie mehr als einen Glauben bekennen, hier ein Ergebniss aufweisen, dort eine Frucht einheimsen, so haben sie es der Arbeit jenes Volkes zu verdanken, das ein Bewusstsein von seiner Sendung zu haben schien, da es sich selbst „To-r-zer-ef", die ganze Erde, nannte.

Egypten näherte sich, wenn auch in unvollkommener

Weise, dem Monotheismus; es erklärte den Begriff der Dreifaltigkeit, dem wir in so vielen Religionen begegnen, so wie den Glauben an einen unerschaffenen Gott, der die Welt kraft seines Wortes in's Dasein rief und den Menschen aus Erde bildete. Seine Moralgesetze sind zwar nicht auf christliche Barmherzigkeit gegründet, aber sie verweisen in ihrer Unvollständigkeit schon auf die ewige Glückseligkeit, auf die Liebe zum Nächsten und auf die Pflicht, das eigene Leben nicht auf Kosten eines andern zu retten. Egypten erfasste zuerst den Gedanken von der Geistigkeit der Seele und, als notwendige Folge davon, den Gedanken ihrer Unsterblichkeit und der Auferstehung des Fleisches, womit die Belohnungen und Strafen im andern Leben und, diesen entsprechend, Paradies, Fegefeuer und Hölle unzertrennlich verbunden sind. Es anerkannte, wie so viele erlauchte Theologen den Unterschied des Guten und Bösen, glaubte aber nicht an die ewige Fortdauer des letzteren und nahm statt dessen das Nichtsein an. Es pries die Wirksamkeit des Opfers, des Gebetes, des Weihwassers, der Dämon-Beschwörung und der Reinigung, lauter Vorschriften, die in den Kirchen eines Moses, Brahma, Buddha für das ewige Heil von grösster Wichtigkeit waren. Es empfahl und übte die Beschneidung, die Enthaltsamkeit vom Schweinefleisch, den Gebrauch von Fastenspeisen und noch viele andere Regeln, die für die Gesundheit zuträglich waren. Es stellte die Frau höher, als irgend ein Volk des Altertums, indem es dieselbe als Gefährtin und nicht als Sklavin des Mannes ansah und ihr Arbeiten erlaubte, mit denen sie sich heutzutage nur in den gebildetsten Ländern beschäftigt. Es gestand ihr das angeborene Geschick zu, das symbolische „skhent“ auf dem Kopfe zu tragen und somit die Gottheit auf Erden darzustellen und die Zügel der Regierung und Verwaltung mit ihrer Hand zu führen. Egypten war das Vorbild für alle Völker, die es kannten und teils nach Herkommen, teils aus Ueberzeugung die schönen Tugenden übten, welche darin bestanden, die Götter zu lieben und zu fürchten und ihnen Verehrung zu erweisen, den Eltern, Greisen, Vorgesetzten und der Gattin Ehrerbietung zu erzeigen und die Kinder im Glauben und Wissen zu erziehen. Es erfand das Alphabet und die Zahlzeichen, welche wir arabische nennen, und lehrte die Griechen und Römer das Zählsystem, das von

beiden Völkern angenommen wurde. Es entdeckte viele Geheimnisse der Arithmetik und Geometrie und bestimmte die mittlere Zeit, indem es den Unterschied zwischen dem Sonnen- und dem bürgerlichen Jahre feststellte, und so das Mittel zeigte, um beide durch Einschaltung eines Jahres in Uebereinstimmung zu bringen. Es erforschte zwar nicht die Beschaffenheit des Körpers, dessen Kenntnis erst der neuesten Zeit angehört, aber doch mit grossem Nutzen viele Krankheiten und Heilmittel aus dem Stein- und Pflanzenreiche, welche die berühmten Aerzte des Altertums durch sie kennen lernten. Von ihm empfing Griechenland die Vervollkommnung seiner Kultur, viele Regeln der Baukunst und die Säule. Es legte Kanäle zur Bewässerung an und errichtete Wasserbauten, wie am Mörissee, die vielleicht von eben solcher Bedeutung, wie der grosse Kanal in China waren. Es überflügelte Lesseps um viele Jahrhunderte, indem es ein ebenso ungeheures Werk, wenn auch in anderer Richtung, ausführte. Es umsegelte Afrika und zeigte, dass selbst die fernsten Meere kein Hinderniss für seine Ausbreitung waren. Mit Pyramiden, Tempeln, Palästen, Vorhallen, Grabstätten, Obelisken und Riesenstatuen — 40000 sollen zerstört worden sein, als das Christentum zur Staatsreligion gemacht wurde — sah man beide Ufer des Nil bedeckt, dessen Geschenk das Land selbst war . . . Wie sollte man diese wunderbare Grösse nicht preisen!

J. Harrwitz Nachfolger, Berlin, Lindenstr. 43.

Gaylord Bros.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT JAN. 21 1908

DT61 .M83
Alt-Egypten.
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00058 4971